



Königsteiner Offizierbriefe

29. ■ AUGUST 1968

3	Lourdes fiel aus	H. F.
5	Zu den Bildern	Helmut Fettweis
7	Europa, freie Welt,	
	Die Zeichen stehen auf Sturm	H. F.
9	Politische Nachrichten aus unruhiger Welt	
10	Die studentischen Unruhen	
	Militäroberpfarrer Dr. Eugen Koep	
12	Höhen und Tiefen	Dr. Walter Loch
21	Protest . . .	H. F.
23	Das Elend und das Selbstverständnis	Dieter Beste
32	Kirche und Politik	
32	Distanz und Nähe der Kirche zum Politischen	P. Dr. Herbert Reichel SJ.
39	Politische Nachrichten	
40	Christ und Soldat	
42	Wehrdienst als Friedensdienst	Generalmajor a. D. Wilhelm Hess
51	Aktuelle Literatur und Presse zum Thema	
53	82. Deutscher Katholikentag	
55	Überlegungen zur Thematik katholischer Offiziersarbeit	Dr. Helmut Korn
59	Spiegel des kirchlichen Lebens	
66	Der Postbote ist traurig	

Lourdes fiel aus . . .

Wenn man erlebt hat, mit welcher Selbstverständlichkeit bisher zehn Internationale Soldatenwallfahrten nach Lourdes durchgeführt wurden, wenn man erleben konnte, wie sich die Soldaten vieler Nationen zum Gebet vereinten und persönlich zueinander fanden, dann ist man zutiefst erschüttert, daß politische Umstände eine solche religiöse Zusammenkunft in diesem Jahr unmöglich machten.

Aber sollten wir nicht aus dieser Erfahrung lernen? Wir müssen uns erinnern, daß auf dieser Erde nichts gesichert ist. Alles, was wir sind und besitzen, ist „Leihgabe aus Seiner Hand“. An uns liegt es, mit den „Talenten zu wuchern“, wir müssen immer wieder den Einsatz wagen und können das eine Talent nicht still vergraben, in der Hoffnung, daß es dann wenigstens erhalten bleibe.

Haben wir unter diesem Gesichtspunkt nicht Lourdes schon zu selbstverständlich genommen? Waren nicht vielleicht schon zuviel Reisende unter den Pilgern? Haben wir uns nicht genug darum bemüht, auch wenn wir nicht mitfahren konnten? Hat nicht vielleicht manch einer die Fahrt allein schon als eigene Pilgerleistung angesehen? Viele Fragen könnte man so stellen, der Verlust trifft uns alle. Es sollte deshalb nicht abwegig sein, daß sich die christlichen Soldaten aller Nationen diese Fragen stellen. Abgesehen davon, werden Sie aus den Texten in diesem Heft sehen, welche und wieviel Probleme noch unbewältigt sind. Da ist das gelstige, aber auch das gläubige Engagement — mindestens vieler — notwendig, wenn wir wenigstens versuchen wollen auf eine längere Dauer zu sichern, was uns von Gott gegeben ist.

Probleme der Jugend, des Protestes, Wetterzeichen über unserer freien Welt, Spannungen im nahen Osten auf einem Hintergrund jahrhundertalter Versäumnisse, Probleme um unseren Beruf, Neugestaltung unseres Berufszieles — Friedensdienst —, Aufgaben des einzelnen im politischen Raum, Elend und Not in nächsten und in fernen Ländern, eine Fülle von Fakten, die auf uns einströmt. Wie soll man das lösen, wie soll man dazu beitragen? Wenn wir dazu dann noch die Nachrichten lesen, dann muß sich uns aufdrängen, was bei der letzten Veranstaltung des Bonner KOK-Kreises etwa so ausgedrückt wurde:

„Seit sechseinhalb Jahren, davon in den letzten fünf mit einem kontinuierlich aufgebauten und erweiterten Programm, haben wir uns bemüht, zunächst religiöses Grundwissen aufzufrischen, um dann mehr und mehr in die vieltaligsten Probleme einzudringen, die uns das tägliche Leben in Konfrontation mit unserem Glauben bringt. Wir müssen zu unserem bescheidenen Teil versuchen, informierte, mündige Christen zu werden und mit dem, was wir in Rede und Gegenrede beisteuern können, an der Gestaltung der Verhältnisse mitwirken.“

An der Gestaltung der Verhältnisse mitzuwirken, durch Besinnung und Dialog, das soll auch der Beitrag dieses Heftes sein. Das muß auch die Mahnung sein, die wir aus dem Ausfallen der diesjährigen Internationalen

Soldatenwallfahrt zur Mutter des Friedens ziehen wollen. Wir müssen aus diesen Informationen und Meinungen Substanz schöpfen für unsere Diskussion mit und untereinander, aber zugleich auch dankbar sein, daß wir die Fülle guter Gedanken, die in allen Beiträgen steckt, zu Gehör bekommen, um daher auf einer breiteren Basis diskutieren zu können, als wir es vielleicht früher gewohnt waren. Auch die auf den ersten Blick anscheinend abwegige Meinung enthält viel Aufbauendes. Aus Wort und Widerwort wird wieder das Wort als Voraussetzung für die Tat. In einer pluralistischen Gesellschaft muß es gesagt werden können und Gehör finden. Diese Breite der Gedanken enthält ja im Kern die Überlegenheit über jede enggefaßte Ideologie. Es ist schwer, damit fertig zu werden, aber auf die Dauer lohnender als das *Einherfeiern von befohlenen Einheitsphrasen*. Erst in dieser Entfaltung wird z. B. der abstrakte Begriff der Freiheit mit Leben gefüllt und für uns erfahrbar. Wir sollten daher nicht zittern und zagen, wenn das „Aggiornamento“ uns zum Überlegen zwingt da, wo bisher im „Tugendkatalog“ eine schematische Lösung angeboten wurde. Das gilt im militärischen und im politischen Bereich ebenso wie im religiösen. Nichts aber hat das zu tun mit einer Beeinträchtigung der Wahrheit, die auf göttlicher Offenbarung beruht (vergl. Heft 28, S. 31 bis '37).

Wenn wir mit dieser Grundeinstellung an alle Dinge herangehen, dann werden wir den Kameraden, den Freund, den Mitmenschen besser verstehen. Wir werden uns vor Vereinfachungen und Verketzerungen hüten. Der junge Kamerad ist uns dann genau so lieb und vertrauenswürdig wie der ältere und der traditionsgebundene wie der sogenannte Linkskatholik (welch dummer und falscher Ausdruck). Denn der junge Mensch oder der vorzilierte „Linkskatholik“ hat, wenn er sich zur Diskussion stellt (und nicht seine Jugend oder seine Einstellung à la mode pflegt) und um die Probleme müht, bereits nachgedacht und zuweilen länger und gründlicher als der, der glaubt, daß nur das Bisherige voll „echter Tradition“ sei, obwohl es oft keine 50 Jahre alt ist. Dort aber, wo neue Gedanken sich an alten messen und durchsetzen können, sind sie zukunftsfruchtig. Wo aber das Althergebrachte noch kraftvoll und lebensfähig ist, wird es sich halten. Der Weg führt immer über das Gespräch, über die Diskussion. Wollen wir diese Gespräche in unserem Kreis pflegen, dann werden wir stärker, dann gewinnen wir die Freiheit, „ja“ zu sagen zu unserem Tun; und dann gewinnen wir jene innere Souveränität zum Dienst am beruflichen Auftrag, am Mitmenschen, an unserem Volk, dem friedlichen Miteinander der Völker und an unserem Glauben.

Die Mahnung der Zeit, das ernste Zeichen dieser ausgefallenen Wallfahrt, sollte uns dazu führen mehr zu tun, mehr zu beten, damit uns im nächsten Jahr unser friedlicher Dienst wieder zur Gottesmutter nach Lourdes führen kann.

H. F.

Zu den Bildern

Es ist beabsichtigt, in absehbarer Zeit in einem Artikel die Gottesauffassung im Mittelalter abzuhandeln. Da ein solcher Aufsatz Zeit braucht, soll in diesem und den folgenden Heften einmal versucht werden, den Glauben der Menschen des Mittelalters im Bild einzufangen. Sicherlich denken viele sofort an die gotischen Kathedralen Frankreichs und die Dome in Deutschland. Mit unserer Bildreihe aber wollen wir früher anfangen, mit dem Beginn der ersten romanischen Kunst. Die überzeugendsten Bauwerke finden wir in dieser frühen Zeit in Frankreich.

Leider ist es nur möglich, vier Bilder auszuwählen. Sie sollten auch nicht unter dem Merkmal „typisch“ gesehen werden, sondern entscheidend war die Aussage über die Gläubigkeit der damaligen Menschen. So sollen die vier ausgewählten Bilder aussagen über das frühe Mittelalter, etwa von 980 bis ins hohe Mittelalter etwa 1150.

Wir müssen uns zuvor etwas in die Zeit versetzen. Der erste Höhepunkt der frühmittelalterlichen Kunst zur Zeit der Karolinger ist vergangen. Das 10. Jahrhundert wird zu einem Jahrhundert der Nöte und Kriege, und die damit verbundenen Verwüstungen und zerstörenden Brände breiten sich aus. Die staatliche Macht verfällt. Doch das tragende Element, der christliche Glaube, ist nicht tot. Im Gegenteil, noch vor Ende des 10. Jahrhunderts zeigt sich eine Belebung, ein religiöser Aufschwung. Es ist nicht Aufgabe, hier die sich anbahnenden großen und förderlichen politischen und wirtschaftlichen Ereignisse mit allen weitverzweigten Auswirkungen aufzuzeigen. Aber erwähnt seien doch die Erneuerungsbewegungen, die von Kloster Cluny in Burgund (gegr. 910) ausgingen und eine Befreiung der Kirche aus der Hand der Laien zum Ziel hatten. Es muß auch die Seßhaftmachung der Normannen und die Christianisierung der Ungarn in dieser Zeit erwähnt werden. Nicht zuletzt sei an die beginnende Wiederoberung Spaniens unter Alphons VI. gedacht. Die politische Besserung der Verhältnisse — Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation unter den Ottonen, und das französische Königreich unter den Capetingern nehmen Form an — fällt in diese Zeit des religiösen Aufbruchs. Wir erleben den Reliquienkult, die Zeit der Wallfahrten (Rom, Jerusalem, Santiago de Compostela).

Man benötigte an den Pilgerstraßen Kirchen, Klöster und Unterkünfte. Frankreich ist uns in dieser Zeit weit voraus. Das Aufleben des religiösen Geistes, verbunden mit wirtschaftlicher Erstarkeung, entfaltet einen edlen Wettstreit zwischen König, Adel, Bischöfen und Mönchen in der Errichtung neuer Kirchen. Dank der Wirksamkeit des hl. Bernhard zeigte sich bald eine Erneuerung des Klerus und der Orden. Um die religiösen Mittelpunkte, vielfach durch eine Kathedrale oder ein Kloster ausgezeichnet, entstehen Schulen.

Der Ruhm dieser Schulen zieht Schüler aus ganz Europa an und entsendet mit diesen wieder die Gedanken der Erneuerung allenthalben. Vor allem die Klöster erringen ein hohes Ansehen, werden bedeutsame Mittelpunkte religiösen Lebens, aber auch neuer wirtschaftlicher und künstlerischer Auffassung.

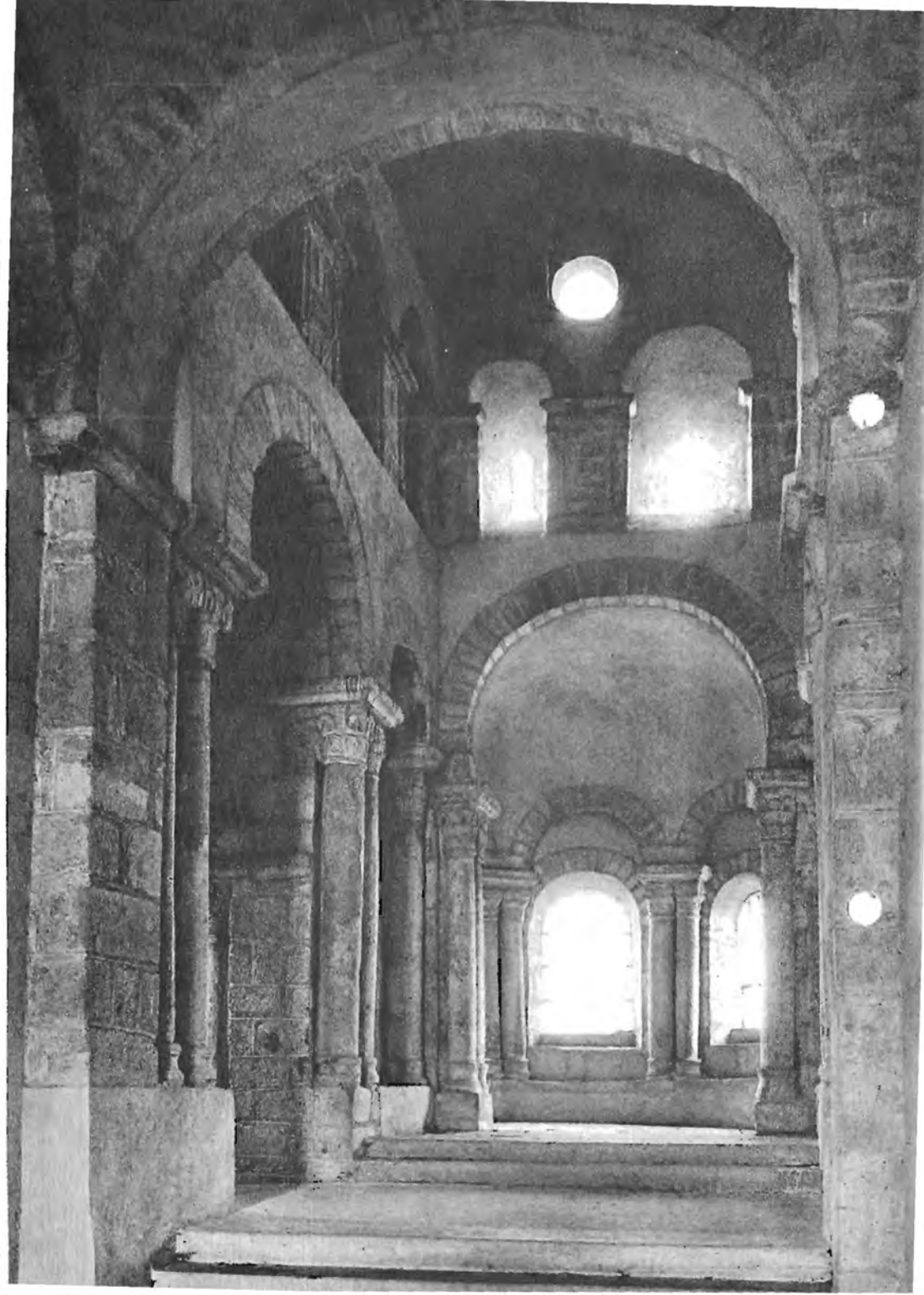
So geht mit dem religiösen ein künstlerischer Aufschwung vor sich. Aus der karolingischen Kunst, die noch auf der römischen und gallorömischen Grundlage fußte, entwickelt sich die Vorläuferin der Gotik, die romanische Kunst. Auf diesem Entwicklungsweg werden Anregungen aus den maurischen Bauten in Spanien ebenso aufgenommen, wie Merkmale aus Asien, dem Vorderen Orient oder Byzanz. Pilgerfahrten und später die Kreuzzüge tragen zu dieser Anreicherung bei.

Die religiöse Dynamik paart sich mit der bodengebundenen Kraft der Baumeister, der Auffassung der damaligen Zeit von der Aufgabe des Hauses, des geschlossenen Raumes als Schutz- und Bollwerk. Der Glaube findet hier Zuflucht vor den Bedrohungen von außen. Jede Kirche aber ist auch ein vorgeschobener Posten, ein Ausgangspunkt für den sich ausbreitenden Glauben. Die Menschen der damaligen Zeit hatten ein so tiefes Verhältnis zu Gott, daß sie die Welterschöpfung und alle Lebensbereiche in einer Einheit sahen und auch empfanden. So kann man also wirklich behaupten, daß diese romanische Kunst alle Lebensbereiche einschloß und umspannte. Entsprechend dieser Aufgabe sind auch diese sakralen Bauten mit den schweren Rundbögen, mit den Tonnengewölben und Kuppeln geeignet, überall im Boden zu verwurzeln und sich anzupassen. Die schlichte Ausschmückung läßt die Architektur besonders kraftvoll wirken, erfordert aber auch hohes handwerkliches Können.

An den Bauten des zwölften Jahrhunderts wird dann langsam die Ausprägung von genialen und neuartigen Ideen feststellbar, die in den hochragenden Spitzbögen und himmelstrebenden Türmen der Gotik später ihren Ausdruck finden.

Bilder: Saint-Michel, Cuxa, Südfrankreich, Kloster 9. Jahrhundert
Saint-Romain-le-Puy, Mittelfrankreich, Chor der Kirche um 1000
Saint-Pierre, Marnans, Ostfrankreich, Kirche um 1150
Saint-Pierre d'Aulnay, Westfrankreich, Kirche um 1175





Europa, freie Welt,

Die Zeichen stehen auf Sturm!

Sommerliche Sonne liegt über dem deutschen Land. Die Urlauberwelle rollt. Die deutschen Pkw nach Italien, Österreich, Frankreich, Spanien und in den Norden rollen in einer Zahl, die in diesem Umfang kein Generalstabs-offizier im II. Weltkrieg zu berechnen, kein Befehlshaber zur Verfügung hatte. Diesmal aber ist es eine friedliche, eine nicht nur den Gastronomen sehr willkommene Invasion.

Die Börsenkurse klettern, BASF steht auf 255,60, immerhin rd. 70 Punkte über der Talsohle, Veba, die legendäre Volksaktie steht auf 349,5, also auch sie bringt Gewinn.

Neue Anleihen werden gut untergebracht, festverzinsliche Wertpapiere sind fest. IOS, eine amerikanische Investmentgesellschaft, bietet eine Vervielfachung des Kapitals in acht Jahren an.

Die Ernte in Deutschland wird voraussichtlich gut, Erdbeeren, Stachelbeeren stehen unter Preisdruck.

Des Deutschen Tisch ist gut gedeckt. Der Landwirtschaftsminister hat Sorgen, den Butterberg loszubekommen. Das Bruttosozialprodukt wird voraussichtlich um 4% steigen, die Industrie verzeichnet einen guten Auftrags-eingang, die Gewerkschaften halten Maß, aber regelmäßig fordern sie mehr Lohn, kürzere Arbeitszeit und Mitbestimmung.

Ist diese Welt doch schön! Selbst der Kirche geht es gut. Das Kirchen-steueraufkommen wächst langsam mit. Mit dem Wegbleiben der „faulen“ Gläubigen hat man sich abgefunden, die verbliebenen sind um so eifriger. Wo ist da ein Grund zur Aufregung? Natürlich, einige Studenten haben kürzlich protestiert. Man sollte das nicht überbewerten. Und wer die Demon-stranten in Bonn sah, stellte fest, daß mindestens ein Drittel vermutlich schon „Anno 1848“ vor der Paulskirche demonstriert hat, betagte Berufs-protestierer. Ein Drittel waren reizende, nette junge Leute, die von irgend-woher aufgeladen, sich über eine Freifahrt freuten. Der Demonstrationsplatz sah auch nachher wie eine abgeräumte Oktoberfestwiese aus.

Natürlich ein Drittel waren verbissene, ernste junge Leute, vielleicht Welt-verbesserer, vielleicht wirklich engagierte, in den Parolen uneinig, vor-wiegend gegen etwas.

Eigenartig nur, daß solche Demonstrationen auch in Prag, Warschau und anderen Ostblockländern zu verzeichnen sind, ebenso wie fast überall in westlichen Ländern.

Nur in Frankreich, da war es turbulenter. Da schaudert es dem ruhigen Bürger. Wer bezahlt eigentlich diese demolierten Pkw? Sollte man sich nicht doch besser eine Garage mieten? Alle Achtung aber vor den Franzö-sen, nun haben sie es „denen“ aber gezeigt, auf demokratische Weise, mit dem Stimmzettel.

So kann man von dem Geschehen der letzten Wochen bis heute denken und sich sicher fühlen. Aber das wahre Gesicht unserer Zeit ist anders. Martin Luther King, der maßvolle Negerführer in Amerika, wird erschossen. Robert Kennedy, hoffnungsvoller Präsidentschaftsanwärter in den USA, wird erschossen.

Kurz hält die Welt den Atem an, ebenso wie damals, als Präsident John F. Kennedy gemordet wurde.

Aber werden denn auch die Folgen daraus gezogen?

Der Vietnam-Krieg dauert weiter an... Nicht nur die Amerikaner führen einen harten Kampf, der Vietcong verübt bestialische Grausamkeiten. Der Amerikaner, der den Vietcong aus einem Dorf rausbombt, wird angeklagt; daß der Vietcong mit Raketen die Zivilbevölkerung terrorisiert, wird kommentarlos gemeldet.

Wir sind zu fern, um richten zu können, aber wir können beten und laut unsere Appelle zur Menschlichkeit an die Kriegsführenden richten und auch alle erdenkbare humanitäre Hilfe leisten.

In Biafra kommen an die Hunderttausende in einem mörderischen Kampf um, und im Sudan werden Völkerstämme vernichtet. Im vorderen Orient glüht die Lunte am Pulverfaß Israel, und wir wissen nicht, ob alles geschieht, um den Frieden zu erhalten und nun das Verbrechen an der Tschechei.

Wir müssen uns für den Frieden engagieren, denn wenn auch diese Feuerzeichen fern erscheinen, sie sind uns näher als wir denken. Schon oft in der Geschichte sind Kriege und Greueltaten an einem entlegenen Punkt zum Funken geworden, um völlig unbeteiligte Völker in Not und Elend zu stürzen. Vor allem ist diese Gefahr dann gegeben, wenn die Greuel an anderen Enden der Erde zum Fanal werden und begeisterungsfähige junge Menschen zum Engagement auffordern. Allzuleicht werden daraus utopische Zielsetzungen. Wehe, wenn dann im eigenen Volk eine Leere, ein Vacuum besteht. Nur zu leicht entzündet sich dann der Funke einer Revolution, die zwar vorgibt, den Menschen befreien zu wollen, ihn aber in noch schärfere Abhängigkeit stürzt, weil die ziellosen Revolutionäre in Windeseile von geschulten Berufsrevolutionären mit ganz klaren Zielen und Aufträgen unterwandert werden. (siehe KNA S. 9)

Damit wäre aber weder den geknechteten Völkern, den leidenden und hungernden Menschen, noch uns und erst recht nicht den glühenden Revolutionären geholfen. Die Zeit fordert unsere Beteiligung am Politischen. Aber darüber hinaus muß noch das Engagement im Religiösen erfolgen.

Wer aufmerksam das Geschehen an dieser Welt verfolgt, und wer sich dann ehrlich die Fragen, die Dr. Koep in seinem Artikel stellt, (siehe S.) beantwortet, der wird nicht um die Konsequenz herumkommen, daß auch das Engagement im Religiösen notwendig ist, wenn wir den Auftrag Gottes bei der Gestaltung dieser Welt mitzuwirken vollziehen wollen.

So bleibt uns eine ungeheure Last, ein dreifaches Engagement,

für den Frieden

für politische und soziale Entwicklung bei uns und anderen

für eine Erneuerung christlichen Geistes in der Welt.

Man könnte ob der Last verzagen. Doch sie wird geringer, wenn man sich die Arbeit teilt. Heute kann kein Mensch mehr auf allen Ebenen „mitspielen“. Jeder kann nur einen Teil leisten. Deshalb ist es gut zu wissen, daß neben uns jemand steht, der in gleichem Geist eine andere Aufgabe anpackt. So wird aus der Vielzahl der Einzelkräfte jene Gesamtkraft, die fähig ist, an der Zukunft der freien Welt mitzuarbeiten. Ist das der Fall, dann waren die Flammen in der Ferne Mahnzeichen, die uns den Sturm ersparen sollten.

H. F.

Politische Nachrichten aus unruhiger Welt

Das Internationale Rote Kreuz in Genf hat erneut zur Hilfe für die Menschen in Biafra aufgerufen. Dringend müsse die gegen Biafra verhängte Blockade aufgehoben werden, damit zur „Rettung von Hunderttausenden“ Medikamente und Nahrungsmittel in dieses Gebiet gebracht werden könnten.

(KNA-1264)

Die Anerkennung Biafras durch die Bundesrepublik wurde von dem Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) des Bistums Münster gefordert. In Nigeria müsse der Völkermord beendet werden. Die Christen, so heißt es, dürfen zu den akuten Konflikten, z. B. in Vietnam, in Biafra, im Sudan, im Nahen Osten, in Südafrika und in den USA, nicht schweigen. Von den Massenmedien wird eine umfassende und wahrheitsgemäße Information erwartet und von der Bundesregierung, daß diese mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln aktiv für eine friedliche und menschenwürdige Beilegung dieser Konflikte eintrete

(KNA-1265)

Eine zunehmende „Politik der harten Hand“ ist in Moskau feststellbar, heißt es unter Ostblock-Diplomaten. Nach dem letzten ZK-Plenum hätte die Parteiführung der KPdSU beschlossen, „reformistische“ Strömungen bei der Intelligenz, Parteiorganisationen, Armee und Gewerkschaften in enger Zusammenarbeit mit politischer Polizei (KGB) aufzudecken und auszuschalten. — Zu diesem Zweck wurde die ideologische Kommission beim ZK der KPdSU umgebildet. Breschnew selbst übernahm den Vorsitz eines Berater-Teams, dem auch der KGB-Vorsitzende Andropow und der Leiter der politischen Hauptverwaltung der Armee, General Jepischew, angehören.

(KNA — 1246)

Der Angriff der französischen Studenten gegen „die kapitalistische Gesellschaftsordnung“ habe im allgemeinen keinen besonderen Wert, da die Studentenbewegung außerhalb der traditionellen Arbeiter- und Parteiorganisationen stehe, schreibt das sowjetische außenpolitische Blatt „Nowoje wremja“. Die Zurückhaltung der französischen KP gegenüber der Studentenbewegung bedeutete deshalb nicht, daß diese kommunistische Partei „konservativ geworden ist, sondern daß sie sich in keine Abenteuer einlassen will“. Die Moskauer „Prawda“ bezeichnete die Studenten als Prokateure, die vom westdeutschen Studenten Cohn Bendit angeführt werden. Sein Verhalten begünstige den Kampf der Staatsmacht gegen die fortschrittlichen Kräfte. „Studenten haben sich nach der Arbeiterschaft zu richten und nicht umgekehrt.“

(KNA — 1212)

Die studentischen Unruhen

versuchten wir in unseren letzten Arbeitsgemeinschaften zu analysieren in Ursprung, Methode und Zielsetzung. Aus der ganzen Breite der Ausführungen möchte ich zwei für jeden gläubigen Christen aktuelle und entscheidende Gewissensfragen herausgreifen:

1. Die Kritik an der bestehenden „fortgeschrittenen Industriegesellschaft“ – typisch dafür ist das bekannte Schlagwort „Establishment“ – fordert uns zu überprüfen, wie weit wir als Angehörige des Gottesvolkes, das unterwegs ist, uns in dieser Wohlstandsgesellschaft etabliert, stabilisiert, behaglich eingerichtet haben: anders ausgedrückt: Wie tief hat uns das satte Wohlstandsdenken in unserem Christsein bereits verseucht?
2. Die bestehende Gesellschaftsstruktur ist unfähig zu einer Sinngebung des Ganzen, von wo aus der Mensch die Ereignisse und Dinge in ihrer Bedeutsamkeit bewerten könnte. In dieses Vacuum der fehlenden Sinnbedeutung strömen linksradikale und rechtsradikale, utopische Zielsetzungen und begeistern Gruppen von Studenten zum Engagement. Das fordert von uns die ehrliche Beantwortung der Frage: Warum haben wir die christliche Sinndeutung des Lebens und Geschehens unserer Jugend nicht so attraktiv dargestellt und exemplarisch vorgelebt, daß der junge Mensch bei aller Freiheit seiner Entscheidung sich von der christlichen Sinndeutung angezogen, angesprochen, ja gefordert spürt?

Zu Pfingsten beten wir:

„Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und erneuere das Antlitz der Erde.“

Diesen Gottesgeist hat jeder von uns empfangen in der Taufe, als wir „wiedergeboren wurden aus dem Wasser und dem Heiligen Geist“; jeder von uns hat in der Firmung die ganze Fülle seiner Gaben in sich aufgenommen.

Warum ist dieser Heilige Geist in uns so wenig wirksam?

Erschütternd und aufrüttelnd ist, was Karl Rahner dazu sagt: „Wir können den Geist auslöschen; wir können sein Walten in uns, in der Welt ersticken; er ist in unsere Gewalt gegeben, in die Macht unserer Geistesträgheit, in die Gewalt unserer Feigheit, in die Verfügung unseres leeren irdischen, lieblosen Herzens; wir können nicht nur uns selbst untreu sein und die Würde und die Bestimmung unseres eigenen Wesens verraten; wir können den Geist ersticken, der das Antlitz der Erde immer erneuern will, das Leben Gottes töten in der Welt, die Räume des Daseins gottlos machen, leer und sinnlos. Und es muß dazu eine schreckliche Gefahr bestehen, die wir Stumpfe nicht bemerken.“

In dieser Stunde der außerordentlichen Ereignisse, die das Aussehen der Welt mit ungeheurer Schnelligkeit verändern; in dieser Stunde, da in Idee und Tat so etwas wie eine gewaltige „Mauserung“ vor sich geht, in der ein neuer Menschentyp entsteht, der zugleich auch das Bild umgestaltet, das der Mensch bislang von sich selbst, von seiner Geschichte, von seiner Bestimmung geformt hat, dürfen wir Christen, wenn wir mitmischen wollen und sollen, nicht der schrecklichen Gefahr erliegen, in stumpfer Satttheit zu schlafen!

„Wach auf, der du schläfst,
Christus wird dich erleuchten!“

„(Urchristliches Lied aus dem Eph. Brief 5,14)

Léon Bloy und Georges Bernanos behaupten ein „Hundeleben“ geführt zu haben, weil sie ohne die geringste Rücksichtnahme sich als „Marktschreier Gottes“ produzieren. In „Scandale de la vérité“ charakterisiert uns Bernanos in unserer erbärmlichen Mittelmäßigkeit: „Sie halten sich für nette, liebenswürdige und gar nicht unwegsame Leute. Aber sie stellen sich niemals, zweifellos niemals die Frage, die sich jeder Christ stellt, sofern er kein Dummkopf oder Feigling ist: Welche Meinung muß sich von Christus und seiner Lehre ein Mensch guten Willens machen, der mich beobachtet und mich als Christ kennt?

Ich schäme mich ihretwegen, ich schäme mich meinerwegen, ich schäme mich wegen unserer Ohnmacht, wegen der schmachvollen Ohnmacht der Christen vor der Gefahr, die die Welt bedroht. Und wir, wir sind die Kirche Christi? ...“

Und dennoch ... in dieser Kirche lebt der Heilige Geist, „die urgewaltige Kraft der göttlichen Fülle, die wogende Flut des unendlichen Lebenswillens, die Feuersglut des allerobernden Eifers, der daherkommende Sturmwind der lebensgestaltenden Kraft“.

Warum nicht in Dir und mir?

Erschüttere mich,
denn ich bin stolz.
Zerbrich mich,
ich bin ein dürres Holz.

Entflamme mich,
denn ich bin kalt.
Versenge mich
mit Deines Atems Sturmgewalt.

Erleuchte mich,
denn ich bin blind
und fürchte mich
wie nachts ein Kind.

Begeistere mich,
denn ich bin feig
und winde mich
am schmalen Steig.

Errülle mich,
ich bin ganz liebeleer,
beflügele mich,
ich bin wie Stein so schwer.

Erwecke mich,
denn ich bin tot
verbrenne mich
in Gottes Morgenrot!

Höhen und Tiefen

Schlaglichter auf einer Reise durch das Heilige Land.

Der Schützengraben zieht sich dicht unterhalb des Kammes am Ölberg hin. „Vorderhangstellung“, fällt mir ein. Der Graben ist nicht allzu tief, er verläuft nicht so wie man sich das Muster eines Schützengrabens vorstellt. Er verfällt. Der Krieg ist vorbei.

Ich bin allein in diesem Graben und schaue über das Kidron-Tal – wie es Anfang Juni des vergangenen Jahres König Hussein Soldaten taten. Ich bilde mir ein, daß ich mit anderen als Soldatenaugen schaue. Welch ein Panorama! Nichts ist mir bekannt, keine Stadt, die einen Vergleich mit dem Panorama Jerusalems aushielte: die Mauern und die Tore, die goldene Kuppel der Omar-Moschee, Minaretts, Kirchtürme. Es ist schwer, den Eindruck in Worte zu bannen. Die Sonne, das Licht spielt über der Stadt. Yerushalajim, sagen die Juden, goldenes Yerushalajim.

„Goldenes Jerusalem“ – die israelischen Soldaten sangen und hörten in den Tagen des Krieges immer wieder dieses Lied, eine Art Volkslied, in dem ein gutes Stück Sentimentalität mitschwingt.

Das Kidron-Tal – für mich ist es nicht irgendein Tal. Der Ölberg – das ist etwas ganz anderes als eine strategisch wichtige Höhe. Alles hier ist mehr als Panorama, etwas anderes als Augenweide oder ästhetischer Genuß.

*

Der Hang des Ölbergs ist ein großer Friedhof. Ein Dutzend Menschen richten Grabmonumente, bei der Krieg und der Haß umgestürzt haben, wieder auf. Juden ebnen ihre Gräber nie ein. Sie sind für die Ewigkeit bestimmt. Der Friedhof ist uralt. Josaphat soll hier begraben sein und Absalom. Und lange, ehe die große Rückwanderung in das Land der Väter begonnen hatte, hatte es die Rückkehr der Toten gegeben. Sie hatten in der Emigration gelebt, sie wollten wenigstens in heimischer Erde, neben den Propheten, dem jüngsten Tag entgegenschlafen, an dem nach ihrem Glauben an dieser Stelle das Gericht stattfinden soll.

*

Nun sind sie lebend heimgekehrt. Ich werde daran erinnert, als ein Auto auf der Straße oberhalb des Schützengrabens stoppt, die Tür mit einem trockenen „Klapp“ zuschlägt. Oberstleutnant M., dessen Gast ich bin, steigt aus. Er kommt zu mir, schweigt eine Weile mit mir. „Durch das Tor, das Ihr Stephanstor nennt, sind die Fallschirmjäger in die Stadt eingedrungen. Der General war der erste am Tor“, sagt er schließlich und zeigt den Weg, den die Soldaten nahmen, um die Altstadt zu erobern.

„Daß so wenig zerstört ist“, sagte ich.

„O, es ist schon einiges zerstört.“

„Aber das Panorama ist unverletzt. Die heiligen Stätten.“

„Ja, die heiligen Stätten sind erhalten. Unsere Soldaten hatten den Befehl, eher das eigene Leben zu riskieren, als sie zu zerstören.“

„Ich weiß“, antworte ich und bin doch immer wieder aufs neue verwundert darüber, daß sogar der Krieg sich unterzuordnen hatte. Seit 1941 haben wir, hat die Menschheit, weithin das Selbstverständliche verloren: im Zweiten Weltkrieg, im Kongo, im Jemen, in Nigeria, in Biafra.

Ich möchte zum Garten Gethsemane. Der Offizier fährt mit mir den Skopusberg hinab. Er steuert einen Wagen israelischer Produktion mit britischem Motor. Die Karosserie ist aus Kunststoff, Glasfaser. Als ich die israelische Experimentierlust preise, wehrt er ab: „Südlich Beer Sheba ist das weniger gut; die Kamele knabbern die Kotflügel an.“

In Gethsemane bleibe ich allein. Was mir am Vormittag beim Besuch der Grabeskirche verwehrt war, stellt sich hier ein: das Gefühl, auf heiliger Erde zu stehen. Wie alt sind die Ölbäume? Zweitausend Jahre? Es ist möglich. Terra sancta! Erde, von der das Heil der Welt seinen Ausgang nahm. Als ich schließlich auf das Stephanistor zugehe, die Treppen und Gassen der Altstadt durchwandere, mich treiben lasse im Halbdämmer, umgeben von orientalischer Geschäftigkeit, ohne daß mich die Geschäftstüchtigkeit der Händler heute anzufechten vermag, stehe ich schließlich doch wieder vor der Grabeskirche.

Ist sie nicht, gerade in ihrer Unvollkommenheit, ein Sinnbild christlicher Geschichte und Existenz?

Hier hat frommer Eigennutz das Gedenken parzelliert. Die Griechen, die Armenier, die Kopten, die Syrer, die Abessinier, die Katholiken — jeder hat seinen Teil. Jeder hat nur einen Teil. Die einen hüten das Grab des Joseph von Arimathäa die anderen die Schädelstätte, wieder andere zünden gespendete Kerzen im Rücken des Heiligen Grabes an. Im Schiff der griechisch-orthodoxen Kirche ist ein Loch im Fußboden, vielleicht 15 Zentimeter im Durchmesser: der Nabel der Welt, die Mitte zwischen Grab und Golgatha. Jeder hat seinen Teil, jeder hat nur einen Teil. In der Grabeskirche ist die Einheit der Christen noch unerfüllte Sehnsucht, auch wenn das Christusgrab als gemeinschaftlicher Besitz gilt. Jeder hat es nur zu bestimmten Stunden.

Eigentlich wollte ich den Abendmahlssaal — uns Modernen ist die naive Lokalisierungstendenz des Mittelalters verstellt — nicht besuchen. Ich tue es dennoch, weiß, daß dieser Saal nicht der Saal sein kann, in dem das Herrenmahl gefeiert worden ist. Als ich die Kirche nebenan betrete, wird mir gegen alle Erwartung die Weite, die Katholizität der Kirche bewußt. Pilger aus Vietnam beten. Ich verstehe sie nicht, aber ich weiß, daß sie den Frieden erleben. Sprache, dessen werde ich hier inne, ist nicht der einzige Schlüssel zum Verstehen.

Der Frieden ist auch das Leitthema Israels. Die Israelis haben gekämpft, 1948, 1956, 1967. Den Frieden haben sie bisher nicht errungen. Es ist ein Zufall, daß ich in Kirjat Gat, einer Entwicklungsstadt im Süden, mit vielen

Neueinwanderern, vor allem aus Rumänien und aus Marokko, ins Gespräch komme. „Warum ist kein Friede“, ist die ständige Frage. Den Frieden wollen sie alle. Geteilt sind die Ansichten, wie er auszusehen habe. Über die Grenzen zum Beispiel herrscht keineswegs Einmütigkeit. „Cisjordanien, das ist Samaria und ein Teil Judäas. Gott hat uns das Land zurückgegeben“, sagen die einen, unterstützt in dieser Auffassung von gewissen jüdischen Kräften im Ausland. „Unser Staat ist ein jüdischer Staat, und wir sind ein Glaubensvolk. Darum wäre es falsch und ein Unrecht, Araber zwangsweise einzugliedern“, meinen die anderen. Nicht nur die religiösen Israelis sind in dieser Frage gespalten.

Der Außenstehende hat es leicht, auf die Vernunft zu verweisen, die eine supranationale Föderation nahelegt, ein gegenseitiges Nehmen und Geben, eine moderne Art zwischenstaatlicher Kooperation, die allen zum Vorteil gereicht und niemandes Eigenständigkeit zerstört, ja zur Basis eines eigenständigen Lebens werden kann. Die Vernunft legt diese Lösung nahe. Aber: seit wann regiert Vernunft die Erde? Und es genügt auch nicht, daß einer vernünftig ist und denkt und handelt.

Sebastya, das alte Samaria, liegt im besetzten Gebiet. Mit Herrn und Frau D. steige ich die steilen Stufen hinab zum Kerker des Johannes. Ein Araber kassiert schweigend seinen Obulus. Als wir wieder ans Tageslicht treten, lenke ich meine Schritte zur Moschee; sie steht in einem Teil der Anlage, die einst die Kreuzfahrer gebaut hatten. Aber der Zutritt zu Moscheen ist normalerweise den Nichtmohammedanern verwehrt. Auch hier. Einige hundert Meter weiter sind die Archäologen am Werk. Ein Amphitheater ist ausgegraben, eine römische Ladenstraße. Überall in diesem Land ist vieles gegenwärtig: Jüdisches, Arabisches, Byzanz, die Kreuzfahrer, die Türken, Reste der britischen Mandatszeit.

Wer hat das Recht auf dieses Land? Die Historie gibt auf dieser Drehscheibe der Völker und Kulturen kaum eine schlüssige Antwort. Denn vor den Juden, Christen und Mohammedanern haben Philister und Ägypter, Babylonier und Seevölker, haben viele ihre Spuren hinterlassen. Tel heißt Hügel; aber ein Tel ist nicht irgendein Hügel, er ist nicht nur Resultat der Erdgeschichte. Er trägt immer auch Menschengeschichte in sich. Wer einen Tel mit dem Spaten aufsticht, stößt in den meisten Fällen durch immer neue Schichten — wie durch die Jahresringe eines Baumes — bis in die früheste Ferne der Steinzeit vor.

Wenn Geschichte keine Antwort zu geben vermag, kann es die Kultur? Wie schwer wiegt es, daß in dieser Region der Erde Männer zum erstenmal verkündeten, daß nur ein Gott sei? Daß hier als Sohn des jüdischen Volkes Jesus geboren wurde? Daß dies Gewicht hat, scheint mir unbestreitbar. Aber wuchs nicht Jesus weit über sein Volk hinaus? Wurde er nicht zum Christus der Welt?

Wem gehört dieses Land? Die Frage muß immer noch offen bleiben.

Die Berge sind kahl und braun um Sebastya. Nur ein dünner grüner Schleier liegt über den Tälern. Als ich später von Bethlehem nach Hebron fahre, von der Geburtsstätte Christi zum Grabe Abrahams, überrascht mich am meisten ein Wald, der sich in den jüdischen Bergen vor Hebron ausbreitet. Des

Rätsels Lösung: Hier war vor dem Unabhängigkeitskrieg ein jüdischer Kibbuz. Wie überall, pflanzten die Juden Bäume. Die Menschen starben im Unabhängigkeitskrieg; die Bäume wuchsen weiter. Jetzt sind die Töchter und Söhne zurückgekehrt.

Als die Juden wiederkamen nach Israel, kauften sie Sümpfe und Steinwüsten. Sie legten die Sümpfe trocken, sie türmten die Steine zu Halden. Sie siedelten in Galiläa in Gegenden, die man für unbewohnbar hielt. Sie wurden von der Malaria dezimiert. Aber sie siegten. Sie verwandelten die verseuchten Huleh-Niederungen, die sich unweit des Berges Tabor ausbreiten, in das, was sie einst waren, in eine Kornkammer.

Heute erobern sie Meter um Meter im Negev, der Wüste im Süden. Das sind die eigentlichen Eroberungen der Israelis; es sind Siege, die mehr legitimieren als gewonnene Schlachten. Es sind Leistungen, die Ansprüche begründen.

*

Der Oberstleutnant, der mich durch Tel Aviv chauffiert, trägt drei Orden an der Schnalle, ein Zeichen, daß er an drei Kriegen teilgenommen hat: 1948, 1956, 1967. Er hat zu Hause die Georges-Medaille, weil er in der unter britischem Befehl stehenden Jüdischen Legion im Zweiten Weltkrieg kämpfte. Er hat Auszeichnungen der Haganah, der jüdischen Selbstschutzorganisation während der Mandatszeit. Diese Orden darf er besitzen, aber nicht tragen.

Die, die ihm im Dienst des Staates Israel verliehen wurden, sind Teilnahmeorden, keine Auszeichnungen, die ihn aus anderen hervorheben. Es gibt keine Tapferkeitsmedaillen. Er spürt, daß mich das verwundert. „Sicher“, sagt er, „die Flieger haben im Sechs-Tage-Krieg bedeutende Siege errungen. Aber sie konnten dies nur, weil die Männer, die ihre Maschinen nach dem ersten Flug warteten und auflankten, nur die Hälfte der veranschlagten Zeit benötigten. Ihnen ist es zu verdanken, daß also die doppelte Anzahl Maschinen im Einsatz war. Die Flieger siegten, aber das Bodenpersonal legte das Fundament zum Sieg. Die Division des Generals Tal hat im Norden des Sinai den entscheidenden Stoß geführt. Aber jeder einzelne hat seinen Anteil an diesem Sieg. Der General ist als General herausgehoben. Er braucht keine besonderen Orden für seine Leistung“. Nur einer wurde besonders ausgezeichnet: der Generalstabschef Rabin, der heute Botschafter in Washington ist. Er erhielt die Ehrendoktorwürde der Philosophie. Er nahm sie an als Anerkennung des Landes für alle seine Soldaten.

Die Soldatinnen, die im Vorzimmer des Oberstleutnants im Generalstab sitzen, reden ihn mit Vornamen an. Auch er sagt, als er mit seinem Vorgesetzten telefoniert „George“. Sie kennen sich, sie arbeiten zusammen, sie halten Formalitäten für entbehrlich. Sie erklären mir, daß das auch in der Truppe so sei. „Ich duze alle meine Männer, sie duzen mich“, sagt mir ein Bataillonskommandeur. „Ich kann mich nicht erinnern, daß einer meiner Befehle deshalb nicht ausgeführt wurde.“

Sie kennen keine Grußpflicht, kein allgemeines Vorgesetztenverhältnis. („Das würde im Ernstfall zum Durcheinander führen, jeder weiß doch, was er zu tun hat“) Aber sie haben drei Kriege gewonnen. Und gegenüber dem deutschen Gast fügen sie bisweilen hinzu: „Unser militärisches Auftreten ist

schon viel besser geworden. Aber im Paradieren sind uns die Ägypter noch weit überlegen." Sie haben keine Ausgehuniform, und sie ziehen Zivil an, sooft es der Dienst zuläßt. Niemand findet etwas dabei, wenn ein Soldat eine zivile Strickmütze auf Posten aufsetzt, weil sie ihn vor der Kälte der Nacht schützt. Sie haben selbstverständlich eine hierarchische Ordnung, aber wer den Posten, der ihm übertragen wurde, nicht kraft seiner Persönlichkeit ausfüllt, hat keine Chance, lange zu bleiben.

•

Der Sechs-Tage-Krieg hat leider keinen Frieden gebracht; aber er hat dennoch die Lage im Nahen Osten entscheidend verändert. Der Suezkanal ist eine tote Wasserstraße. Doch die Welt hat sich — eine erstaunliche Tatsache — daran gewöhnt. Pipelines und Riesentanker haben begonnen, den Kanal, der lange als der neuralgische Punkt im Nahen Osten galt, zu ersetzen. Der Suezkanal wird, selbst wenn er wieder einmal frei sein sollte, seine alte Bedeutung kaum zurückgewinnen.

Eine weitere Folge ist die Präsenz der Sowjets im Mittelmeer und in den arabischen Nachbarstaaten Israels. Das geht nicht nur die Israelis an, das betrifft auch uns, vor allem die NATO. Für welchen Einsatz sind die Flugplätze in Syrien gedacht? Warum fliegen sowjetische Piloten im Jemen? Liegt nicht über der 6. US-Flotte ein roter Schatten? Die Fragen drängen sich auf, wenn man in Israel die Landkarte zur Hand nimmt.

•

Razzia in Nablus. Die Israelis glauben, eingesickerte Terroristen seien in der Stadt. Sie durchkämmen ein ganzes Viertel, Haus für Haus. Sie finden Waffen. 70 Männer werden festgenommen. Der arabische Bürgermeister protestiert. Er geht hart ins Gericht mit den israelischen Methoden. Ich lese das alles in israelischen Zeitungen. Solche Meinungsäußerungen fallen der Zensur — es gibt sie — nicht zum Opfer.

Ein Freund, der zufällig in Nablus war, berichtet mir eine Szene, die er beobachtet hat: Moshe Dayan war bei dieser Aktion in Nablus. Er sah, daß einer der zur Absperrung eingesetzten Soldaten ein arabisches Fladenbrot in der Hand hatte. Der Verteidigungsminister wollte wissen, ob das Brot gekauft sei. Der Soldat mußte mit ihm in den Laden. Erst als der arabische Händler bestätigt hatte, daß das Brot bezahlt sei, durfte der Soldat es essen. Das ist typisch für die Politik Dayans in den besetzten Gebieten. Härte gegenüber den Terroristen; aber äußerste Korrektheit gegenüber der Bevölkerung. Die Selbstverwaltung besteht weiter. Die palästinischen Flüchtlinge, seit 20 Jahren in Lagern hungernd und von der UNRRA ernährt, werden wieder an Arbeit gewöhnt. Die Wirtschaft wird in Gang gehalten oder in Gang gebracht. Die Kinder gehen zur Schule. Die jordanischen Rechenbücher allerdings, in den die Addition an Hand von „toten Israelis" (2 tote Israelis + 2 tote Israelis = 4 tote Israelis) geübt wurde, sind aus dem Verkehr gezogen.

•

Nach dem Unabhängigkeitskrieg 1948 blieben 100 000 Araber in den Grenzen des Staates Israels. Sie wurden gewissermaßen arabische Israelis. Nach dem Krieg kehrten manche zurück. Ihre Zahl ist auf über 300 000 ange-

wachsen. Sie bilden die stärkste Minderheit im Staat, wesentlich stärker als Drusen oder Tscherkessen. Sie haben wirtschaftlich ihre Landsleute in den arabischen Nachbarstaaten überrundet. Ihre Kinder besuchen ausnahmslos arabische Schulen. Sie sind in der Gewerkschaft, sie sind in den Parteien vertreten, auch als Abgeordnete in der Knesset. Sie sind nominell gleichberechtigte Staatsbürger, außer daß sie Soldat werden. Dennoch: es fällt schwer sich vorzustellen, daß sie gewichtigen politischen Einfluß nehmen könnten.

Eine Million Araber lebt seit dem Juni 1967 in den besetzten Gebieten. Sie wollen sicher keine Israelis werden, auch wenn es Stimmen in Bethlehem gegeben hat, die für eine Eingliederung nach Jerusalem plädierten. Auch wenn es Kräfte gibt, die aus sich heraus und ohne Verlockung durch die Israelis eine Autonomie für Cisjordanien erstreben.

Ein Deutscher, der seit Jahren in der jordanischen Altstadt von Jerusalem lebt, erzählt mir, daß er bereits vor dem Krieg seine Familie evakuiert habe. „Ich habe nicht an den Krieg geglaubt; ich dachte nur, daß jeden Augenblick ein Bürgerkrieg ausbrechen könne, ein Kampf der Cisjordanier gegen die Transjordanier.“

Diese Araber haben heute mehr Freizügigkeit als jemals zuvor. Sie reisen von Gaza nach Tel Aviv oder nach Hebron. Sie reisen nach Jordanien und Kuwait. Sie pilgern nach Mekka.

Ich habe den Eindruck, daß sie immer noch betäubt sind. Die Propaganda hatte ihnen Tel Aviv, hatte ihnen das ganze Land versprochen. Nun sehen sie dieses Land, und sie staunen. Nun sehen sie täglich die, die ihnen früher als „minderwertiges Ungeziefer“ geschildert worden waren. Sie sehen und müssen wohl oder übel ihr Bild korrigieren.

Propaganda ist meist schlecht. Die arabische Propaganda war schlechter als schlecht: sie war dumm. Auf allen Karikaturen: der kleine „dreckige Jude“, den man packt und ins Meer wirft. Auf den Golan-Höhen im Norden finde ich in einer verlassenen syrischen Stellung Hefte, die in vielen Bildserien nur das eine Thema haben: den militärischen „Spaziergang“ nach Haifa und Tel Aviv, um die Juden „ins Meer zu werfen“.

*

Seit die Syrer nicht mehr auf den Golan-Höhen sitzen, ist es ruhig auf dem See Genezareth. Ich fahre mit einem Schiff von Tiberias nach Karphanaum. Die Oberfläche des Wassers kräuselt sich nur leicht. Das Ufer verschwindet in milchigem Dunst. Alles ist freundlich und schön und sicher. Und doch: das ist die bewegendste Schiffahrt meines Lebens. Die Bilder der Landschaft wechseln mit den Bildern der Geschichte, der Heilsgeschichte. Mare sanctum!

Das Auge gewinnt eine neue Dimension. Tausend, zweitausend Jahre sind nur ein Tag. Glaube und Kleinmut des Petrus, Christi Wandeln über das Wasser, der wunderbare Fischfang, Jesu Predigten aus dem Schiff – das alles ist mehr als Geschichte, es wird greifbarer Glaube.

Hinter der zerstörten Synagoge von Karphanaum – die Legende erzählt, daß der Hauptmann sie gestiftet habe, aber sie ist wohl zweihundert Jahre jünger – breche ich einen Zweig von einem uralten Ölbaum. (Ein moderner Mensch wie ich, der tausend Rosenkränze in Bethlehem peinlich übersah, braucht plötzlich ein Andenken!) Der Reiseleiter hat es schwer in Karphanaum, die Gruppe zu sammeln. Die Gefährten möchten verharren, allein sein. Karphanaum war Seine Stadt; die Synagoge der Ort, an dem Er oft zu seinen Mitbürgern, zu uns allen sprach.

*

Eine Reise nach und durch Israel ist ein auf dieser Erde einmaliges, sie ist ein vielseitiges Erlebnis. Und alle Verschiedenartigkeit fließt immer wieder zusammen. Der berühmte arabische Felsendom überragt den Stein, von dem aus Mohammed in den Himmel ritt. Es ist der Stein, auf dem Abraham nach der jüdischen Tradition Isaak, nach der mohammedanischen Tradition Ismael zu opfern bereit war. Einige Schritte weiter stehen die mächtigen Quader der Tempelmauern. Und einige Steinwürfe weiter ist der Platz, an dem Jesus das Kreuz auf seine Schultern nahm.

*

Gespräche, die ein Deutscher in Israel führt, sind im wörtlichen Sinne merkwürdige Gespräche.

Man sitzt zusammen, man lacht zusammen. Man ist herzlich aufgenommen als Deutscher. Mein Gesprächspartner sagt: „Wir“ und meint damit einmal seine neue Heimat, das Land Israel und seine Menschen. Und er meint eine Minute später mit dem gleichen „wir“ die Deutschen. Ich habe manches Gespräch erlebt, in dem meine Freunde zwischen Tel Aviv und Berlin, zwischen Natanya und Mannheim, zwischen Ramat Aviv und Königsberg geistig hin- und herwanderten.

Sie erzählen, wie sie sich einrichteten in der „neuen Heimat“. Sie erzählen mit einer Neigung zum understatement. Sie lieben die Anekdote, die Pointe, weil sie von zu alter Kultur sind, um sich in prahlerisches Pathos zu verlieren. Und dann fragen sie: „Wußten Sie nichts von Auschwitz, nichts von den Gaskammern?“ Auschwitz kannte ich nicht. Damals. Aber ich hatte von Dachau gehört. Die Gaskammern sind mir erst nach dem Kriege bekannt geworden. Aber ich hatte die brennende Synagoge meiner Heimatstadt, ich hatte die Judensterne während des Krieges gesehen. Ich hatte von plötzlichem Verschwinden gehört. Konnte ich, konnte man, auch wenn Gaskammern außerhalb jeder Vorstellungsmöglichkeit lagen, nicht das Schreckliche ahnen? Wurde die Vernichtung nicht öffentlich proklamiert?

Seit ich in Israel war, verstehe ich besser, viel besser als vorher daß die Juden bestürzt sind, wenn sie die antisraelische Hetze der „National- und Soldatenzeitung“ zur Kenntnis nehmen müssen. Daß sie fragen, wie es möglich sei, daß diese Zeitung ihre Leser hat. Jetzt noch – 25 Jahre nach Auschwitz.

Als ich das bunte Treiben auf dem Kamel-Markt in Jaffa zu filmen versuche, kann ich denen, die mich fragend und gestikulierend umdrängen, keine Antwort geben. Bis mich eine Frau, eine Marktbesucherin, aus den Ver-

ständigungsschwierigkeiten erlöst. Sie spricht leidlich deutsch. Sie führt mich zu den malerischen Stellen, dolmetscht für mich. Am Ende des Rundganges frage ich sie, woher sie stamme, wo sie ihr Deutsch gelernt habe. „Wir lebten in Polen“, sagte sie, „ich bin die einzige noch, die übrig ist.“ Sie spürt meine Verlegenheit, greift meine Hand, sagt: „Ich bin froh, daß ich heute noch einmal Deutsch sprechen konnte.“

•

Wer „hinabgeht von Jerusalem nach Jericho“ hat heutzutage eine gute Straße. Aber direkt neben dieser Straße besteht das Alte, das Urzeitliche fort. Ein Bauer ritzt mit dem hölzernen Hakenpflug die dünne Erdschicht zwischen dem Meer der Steinbrocken auf. An einigen Hängen grasen kleine Herden schwarzer Ziegen und Schafe.

Ansonsten ist Wüste: zerklüftete Berge, Schluchten, Höhlen, Steine, Sand. Eine Landschaft, wie geschaffen für Räuber – oder für Eremiten. Die Wüste ist der Ort radikaler Entscheidungen: diese Wüste mit ihren Höhen und Tiefen vor allem. „Er fiel unter die Räuber.“ Das Gleichnis, mit dem Jesus das Richtmaß christlicher, menschlicher Existenz setzte, ist unmittelbar gegenwärtig.

Auf halbem Weg ist die Herberge, auf der anderen Seite die Kreuzfahrerfestung. Ein Brunnen: Labsal für Dürstende. Wie viele Menschen hat er gerettet, in zweitausend oder zehntausend Jahren? Die Festung ist zerfallen. Wie oft ist um diesen Platz gekämpft, um das Wasser des Brunnens Krieg geführt worden? Aber auch: wieviel Wunden hat dieses Wasser gekühlt?

Wer hinabfährt von Jerusalem nach Jericho, fährt von der stolzen Höhe der Berge – Jerusalem liegt rund 800 Meter über dem Meeresspiegel – zum tiefsten Punkt der Erdoberfläche, fast 400 Meter unter dem Meeresspiegel. Jericho ist eine Oase zwischen der Wüste und dem Toten Meer, ein blühender Garten. Außerhalb der Stadt Flüchtlingslager, Hütten in trostloser Einförmigkeit. Sie sind verlassen. Der Wind schlägt Türen, durch die niemand mehr geht.

Am Rande der Stadt haben Archäologen gegraben. Türme und Mauern sind in der tiefen Grube freigelegt. Es sind die ältesten bekannten Stadtmauern der Erde, sechstausend oder siebentausend Jahre zählen sie. Jericho – ein sehr alter fester Platz auf dem Wege zwischen dem Zweistromland und dem Mittelmeer, Übergang über den Jordan. Josua zog diese Straße, und unter dem Klang der Widderhörner, der Posaunen von Jericho, stürzten die Mauern. Viele Mauern fielen wohl an dieser Stelle, nahe dem Flußübergang. Die Brücke verbindet heute noch. Gemüse aus Cisjordanien rollt nach Transjordanien. Flüchtlinge und Besucher kehren zurück. Wir kennen die Bilder, dieses Paradoxon des tolerierten Kontaktes in der offiziellen Kontaktlosigkeit.

Wir liegen in der Salzlauge des Toten Meeres, liegen auf dem Rücken, ohne das wir irgendeine Schwimmbewegung machen müssen. Auf der anderen Seite, auf den im bläulichen Dunst verschwimmenden Bergen, sind jordanische Soldaten. Nichts ist zu sehen, nichts zu hören. Es ist ruhig, aber es ist kein Friede.

Die Brise frischt auf, Wellen rollen auf das Ufer zu mit gischtig weißen Kronen. Man möchte in sie hineinspringen. Doch Salzkristalle verkleben die Augen. Man kann sie nicht ausreiben; die Hände sind „gepökelt“. Die Wellen vertreiben uns.

Die Süßwasserduschen am Ufer fließen nur in dünnem Strahl. Es dauert lange, bis sie die gröbsten Krusten weggespült haben.

Als wir weggefahren sind, bricht plötzlich die Stille. Donnergrollen der Artillerie mahnt an die Wirklichkeit, daran, daß kein Friede ist. Düsentflugzeuge pfeifen im Tiefflug aus den Bergen heraus.

Vor einer Stunde badeten wir. Wie Touristen an einem Ferienort. Jetzt ist Krieg. So dicht liegt alles beieinander. Höhen und Tiefen. Jerusalem und Jericho.

Protest

Protest für

Protest gegen

Ich bin für Proteste. Am freien, ungehinderten Protest zeigt sich die Freiheit einer Staatsform. Durch die Möglichkeit, für alles und gegen jedes zu protestieren besteht die Chance, daß auch die kleinsten Schwächen, Nachlässigkeiten und Versäumnisse des Establiments entdeckt, aufgezeigt und zur Diskussion gestellt werden können. Mit Sicherheit aber werden grobe Unzulänglichkeiten entdeckt und Zukunftsentwicklungen ermöglicht. Kein Gebiet darf dem Protest verschlossen bleiben, selbst wenn jemand „Pillen für die Maikäfer“ fordert, oder „Sex-Aufklärung für Katzen“.

Der Protest hört aber auf jeden Fall da auf, wo die Gewalt anfängt. Er hat auch da aufzuhören, wo Leben, Gesundheit, Gut anderer Bevölkerungsteile mehr als zu einem Minimum angetastet oder belästigt werden. Und Protest darf erst dann erfolgen, wenn die legalen Mittel (Mitarbeit in den Organen der Gesellschaft, Parteien, Gewerkschaften, Kirchen und sonstigen Gemeinschaften) sich als untauglich erwiesen haben.

Hat also die gewissenhafte Prüfung ergeben, daß ich zum öffentlichen Protest greifen muß, dann erfordert der Protest Idealismus, Klugheit, Ausdauer, Mut und Opferbereitschaft. Ein Protest ohne diese Grundtugenden ist ein Unding.

Ein Protest mit Freifahrkarte im Bus, Eisenbahn oder gar Flugzeug, mit Marschverpflegung oder gar Tagegeld ist absurd.

Aber ebenso unecht, ja unehrlich ist ein Protest gegen die Gesellschaft mit dem Geld des Honnefer Modells in der Tasche. Hier korrumpiert sich der Protestierende, hier zeigt er, daß ihm Grundtugenden des Protestierens fehlen. Sein Anliegen ist entweder nicht durchdacht oder unwahr.

Protest fordert aber auch sittliche Eigenschaften. Wer nur protestiert um des Protestierens willen, ist ein potentieller Anarchist oder ein Dummkopf. Wer gegen etwas ist, ohne einen positiven Vorschlag zu haben, ist ein Narr. Gegen solche Gruppen muß sich jede Gemeinschaft zur Wehr setzen mit Geist, Verstand, Energie und Ausdauern. Unsittlich ist es, wenn ich für oder gegen etwas protestiere, worüber ich nicht richtig oder ausreichend informiert bin. Das Gebot der Klugheit muß dem Protestierenden Herzenssache sein.

Der Protestierende darf übertreiben und vereinfachen, er darf aber nicht lügen, auch nichts verschweigen. Es ist absurd, für Ho-schi-Min zu votieren, die Grausamkeit amerikanischer Kriegsführung anzuprangern, die Greuel-taten der Vietcong oder Nordvietnamesen aber zu verschweigen oder gar zu leugnen.

Es ist perfide, gegen die angebliche Unterdrückungsgefahr durch Notstandsgesetze zu lamentieren und kein Wort — noch nicht einmal des Bedauerns — zu finden für jene, die ein Staatssystem hindert, zum sterbenden Vater oder zur kranken Mutter zu eilen oder zum Kind, das vielleicht aus Protest einem solchen Staat vor Jahren den Rücken kehrte. Es ist innerlich unwahr, gegen die Schlagstöcke (ich bin absolut nicht dafür) der legalen Polizei einer legalen, gewählten Regierung zu protestieren, aber kein Wort des Bedauerns zu finden für jene, die aus Protest gegen ein nicht gewähltes Regime zu fliehen versuchen und dafür zusammengeschossen werden. Uns wurde eine Freiheit geschenkt, wie sie noch nie in unserem Lande üblich war. Diese Freiheit gibt uns viele Chancen, vertun wir sie nicht leichtfertig. Deshalb ein „Ja“ zum Protest, aber nur, wenn er sittlich gerechtfertigt, klug durchdacht und von positivem Gehalt ist.

H. F.

Das Elend und das Selbstverständnis

Flüchtige Eindrücke am Rande der Ostasienroute

Flugplatz Karachi, Anfang November.

Planmäßig landet die vierstrahlige Verkehrsmaschine. Schwüle Hitze hüllt die aussteigenden Passagiere ein, darunter nur wenige Europäer. In einem ärmlichen Flughafengebäude, mehr Schuppen als Empfangshalle, ist Zoll- und Paßkontrolle. Die Einfuhr von Devisen wird überprüft. Das Kontrollpersonal flößt kein Vertrauen ein. Der Ankömmling tauscht mißtrauisch in der offiziellen Wechselstelle ein paar Dollars zu einem schlechten Kurs in Rupien ein. Er weiß oder weiß nicht, daß er schwarz einen viel besseren Kurs erhandeln kann.

Für europäische Begriffe abgerissene Gestalten drängen sich gestikulierend als Gepäckträger oder als Taxichauffeure auf. Sie belagern die Eingänge des Flughafengebäudes. Irgendein Mitreisender warnt vor den nicht zugelassenen, den „freien“ Taxis. Weiß der Ankömmling, wie die zugelassenen gekennzeichnet sind? Er zögert, hat Mühe, sein Gepäck vor dem Ansturm der sich andienenden Hände zu bewahren oder es ihnen wieder zu entreißen. Er entschließt sich, ein einigermaßen vertrauenerweckendes Auto als Taxi zum tunlich schon vorher ausgewählten Hotel zu nehmen.

Der Taxifahrer ist nun Parteigänger im Streit mit dem Volk um das Gepäck. Irgendwie gelingt es, sich und das Gepäck in Sicherheit zu bringen. Unzählige ausgestreckte Arme mit offenen Händen bleiben zurück. Verwünschungsähnliches Geschrei verebbt mit zunehmender Entfernung. Die Fahrt führt durch trockenes, karstiges Vorstadmland. Die Stadt selbst wirkt in ihrer baulichen Geschlossenheit dem Europäer nicht befremdlich.

Karachi ist großzügig angelegt, mit breiten Straßen. Hauptverkehrsmittel sind kleine, wendige dreirädrige Taxen. Der redselige Chauffeur ist guter Laune und bietet sich für Stadtrundfahrten und auch andere Dienste an. Man tut gut daran, das erst abzulehnen, wenn man ausgestiegen ist und bezahlt hat. Noch besser tut man daran, sich bereits im Flughafen bei der Fluggesellschaft nach den üblichen Preisen zu erkundigen.

Im Hotel – das Zimmer 15 bis 20 Dollar, wer billiger wohnen will, riskiert Ungeziefer – strecken sich wieder zahllose Arme, diesmal etwas gepflegtere, dem Fremdling entgegen. Die Hände für das Trinkgeld öffnen sich schon vor dem Portal. Zwei uniformierte Boys tragen das Gepäck – einen Koffer, eine Handtasche – in das Foyer. Sie setzen Koffer und Handtasche ab und öffnen die Hände. Zwei weitere tragen die Sachen bis zum Lift. Einer, der Liftboy, befördert sie in die Etage. Dort steht bereits wieder ein Junge, der das Gepäck gemeinsam mit dem Liftboy auslädt und zum Zimmer transportiert. Und hier hält sich schon der Zimmerboy bereit, der die Tür öffnet und die Klimaanlage einschaltet. Einer der Gepäckträger läßt die Rolläden herunter, der andere deckt das Bett auf, und vor der Tür stehen

inzwischen alle anderen bisher dienstbar gewesenen Geister und halten die Hände auf. Man gibt jedem eine halbe oder auch eine ganze Rupie und empfängt trotzdem kein „thank you“, sondern gleichgültige, kalte Gesichter. Wenn das vorbei ist, geht man etwas verloren durch die Gänge der vielen Zimmerfluchten ohne Gäste. Man stolpert hier und da über einen auf dem Boden schlafenden Boy, denn das Hotel sieht für dieses Personal kein festes Quartier vor, obwohl das staatlich geführte Riesenhaus fast leer steht. An den Wänden findet man Schilder, die die Gäste ermahnen, keine Trinkgelder zu geben – eine Rechtfertigung, die nicht ernst gemeint ist. Der Blick aus dem Hotelzimmer auf eine nächtliche Straße zeigt ein paar einsame, müde dahinziehende Gestalten, gehüllt in schmutzigräue Gewänder. In oder vor den Portalen der Häuser stehen primitive Bettgestelle, die mit dem anbrechenden Morgen wieder verschwinden ...

Die Sonne versinkt schon im dunstigen Horizont. Die Verkaufsstände des Basars erstrecken sich über ein Gelände von den Ausmaßen eines Sportplatzes. Angrenzende Straßenzüge sind einbezogen. Das Gedränge ist noch erdrückender als die schwüle Luft. Der Fremde bewegt sich in einem dichten Menschengewühl, ein grellbunter, im Lichte von Öllampen flimmernder Teppich. Er findet sich nicht zurecht. Nirgend sieht er europäische Gesichter. Der Fremde geht an den Ständen mit gehäuftem Gemüse, Obst, Gewürzen, Tuchen und Gerätschaften aller Art entlang und wird von niemandem zum Kauf gedrängt. Vielleicht, weil seinesgleichen hier kaum in Erscheinung tritt. Bedrängt fühlt er sich indessen durch die dichten Menschenmassen, die teils eilig, teils müßig über den Markt strömen. Ein junger pakistanischer Geschäftsmann in europäischer Kleidung rettet ihn schließlich aus der Bedrängnis, hilft ihm bei der Suche nach einigen seltenen Gewürzen, kauft sie für ihn ein und bringt am Abend das noch Fehlende ins Hotel. Der Fremde muß sich alles schenken lassen. Er kann sich nicht revanchieren. Was bewegt die pakistanische Seele? Ist sie ein echtes Kind des Kismet-bezogenen Islams? Wie versteht sich die elende Armut und die Genügsamkeit mit der Geschäftstüchtigkeit und Aufdringlichkeit der Gewerbe, die am Touristen verdienen?

„Die Fremdenindustrie zieht arbeitsscheues Gesindel an“, sagte der Pakistani. „Im übrigen sind die Konturen in den menschlichen Beziehungen in diesem Breitengrad ausgeprägter, kontrastreicher. Die Menschen sind aber auch gelassener, gleichgültiger.“ Dem Islam räumt der Pakistani mehr eine staatspolitische als eine religiöse Funktion ein. Die Fahne des Propheten ist nationales Symbol. Aber den meisten ist auch das gleichgültig. Man lebt so dahin. Was bleibt? Schicksalsergebenheit, Kismet, teils Glaube an die Vorsehung Allahs, teils Folge der Sonnenglut ...

Delhi, die Hauptstadt Indiens, wirkt auf mich nicht wie eine Stadt. Nicht einmal der Stadtteil New Delhi. Wie angefangen und nicht fortgeführt, stehen einige Straßenviertel in der staubigen Landschaft. Schlecht oder gar nicht asphaltierte Fahrwege führen durch alte Ruinenfelder wie einst durch das zerbombte Nachkriegs-Berlin, als es einigermaßen aufgeräumt, aber noch nicht wieder aufgebaut war. Die Ruinen stammen von massiven Gemäuern aus der Zeit der Großmogule, die von 1526 an drei Jahrhunderte das Land

regierten und kultivierten. Jetzt sind die Gemäuer verfallen. Im Laufe eines Jahrhunderts wurden sie von der Bevölkerung für eigene Zwecke nach und nach abgetragen. Als Zeugen des Islams stehen viele verwitterte Moscheenreste im freigewordenen Feld. Einige ganz wenige Prachtbauten dieser vom Hinduismus verdrängten islamischen Kultur werden noch gepflegt.

Nahe dem Zentrum New Delhis gehe ich über große, breit angelegte Boulevards mit herrschaftlichen Villenfassaden, Hotels und Grünanlagen. Weg nach oben? Zeugen des Wohlstands? Bisher wohl ein vergeblicher Versuch. Alles zeigt die Spuren der Verwitterung. Und die Spuren der verfeimten Briten, die die Boulevards anlegten, verschwinden unter der Kruste der armseligen, zwischen den heiligen schmutzigweißen Kühen dahinvegetierenden Volksmasse. Kühe wie Menschen sind bis aufs Skelett abgemagert. Die auf der Haupt- und Geschäftsstraße New Delhis streunenden Bettelkinder haben vielfach – künstlich? – verstümmelte Glieder, die sie dem entsetzten Fremden entgegenstrecken, Mitleid erheischend. Ich sehe einige schwarze Kühe, die besser genährt sind und einen kräftigeren Nacken haben. Man findet sie in größeren Mengen auf dem Lande als Milchproduzenten der etwas Wohlhabenderen. Diese Kühe sind nicht heilig.

Die Spuren der Briten verschwinden auch im Regierungsviertel, das eindrucksvoll in abendlicher Silhouette wie eine Ansammlung von amerikanischen Kapitolen wirkt. Wenn man in die Prachtbauten hineingeht die, vor seinem Abzug gerade erst fertiggestellt, Großbritannien gewissermaßen als Erbe den Indern hinterlassen hatte, findet man sie ungepflegt und verwahrlost. Die marmornen Fußböden der Gänge sind an ihren Rändern über den Kabelgängen eingetreten, die Fliesen zerbrochen. Seit der indischen Unabhängigkeit im Jahre 1947 scheint nichts, was zerbrach oder verbraucht wurde, erneuert worden zu sein. In Indien ist alles Verbrauchsmaterial, auch der Mensch, der arme Mensch. Die Masse der Inder ist bettelarm. Wenn ein armer Inder stirbt, tut er dies nicht selten auf der Straße. Er bleibt dort liegen, bis ihn am Abend ein amtlicher Leichenkarren auflädt oder seine Verwandten ihn in ein grellfarbiges Tuch hüllen und, aufgebahrt auf einem Brett, zu einer Verbrennungsstätte am Stadtrand tragen. Dort brennen dann nächstens die Leichenzüge. Diese Art Leichenzüge gehören zum täglichen Bild, und keine amtliche Stelle registriert die Toten. Aber auch das neue Leben, das sich wie eine Geschwulst immer weiter aufbläht, wird nicht registriert. Jeder Versuch, dem Land durch Investitionen zu helfen, es dem Fortschritt entgegenzuführen, erstickt in der Masse Mensch und ihrer Lethargie.

Das indische Kastenwesen, aufgehoben und verboten, aber trotzdem nicht – vor allem auf dem Lande nicht – ausgestorben, tut ein übriges. Das Verhältnis ist nicht die gesellschaftliche Struktur als solche. Überall in der Welt bilden sich soziologische Schichtungen immer wieder neu, auch nach sozialen Revolutionen. Dies ist nur zu natürlich. Fortschrittshemmend ist vielmehr die sakrale Verbrämung, der unmenschliche religiöse Hintergrund, der die Klüften aus dem Unterbewußtsein religiöser Voreingenommenheiten nicht vertreiben läßt.

Ich bin zu Gast bei einem westlichen Diplomaten. Wir sprechen über dieses Thema. „Eine Kaste“, so erzählt er, „ist eine Gruppe von Menschen, die von einem gemeinsamen Vater abstammen behaupten, die den gleichen Be-

ruf haben, untereinander heiraten, gemeinsam essen und gemeinsam trinken und die mit anderen Kasten weder Bindungen der Ehe noch des Tisches eingeht. Vier Hauptgruppen lassen sich erkennen: Die Brahminen, d. i. die Priesterschaft, die Ksatriyas als Adlige und Krieger, die Vaisyas, Bauern und Kauflleute, und die Sudras, die Handwerker. Jede dieser vier Oberkasten ist in unendlich viele Unterkasten gespalten. Unterhalb dieses Kastensystems stehen die Kastenlosen, von Ghandi die Harijana, die „Kinder Gottes“, genannt. Zwar findet man schon Heiratsannoncen in englischsprachigen Zeitungen mit dem Zusatz „Kaste kein Hinderungsgrund, keine Mitgift erforderlich!“. Andererseits wird z. B. der bedienstete Jäger irgend eines europäischen Herrn als Abkömmling einer Brahminenkaste niemals von dessen Koch oder Diener Mahlzeiten entgegennehmen, da sie „outcasts“, „Unberührbare“ sind, obwohl er nun schon seit Jahrzehnten mit ihnen zusammenlebt. Er macht sich daher selbst ein kleines Feuerchen abseits der Küche und brutzelt sich dort sein Essen. Ist er dagegen mit dem Sohn seines Herrn zum Jagen und Fischen unterwegs, so macht es ihm gar nichts aus, mit diesem – also einem Unreinen – aus einem Topf zu essen und zu trinken. Es sieht ja niemand.

„In den Himalaya-Vorbergen leben noch hochkastige Brahminen, die nach dem Einfall der Mogule dorthin flohen und zum Teil recht vermögend, zum Teil aber auch völlig verarmt sind. Die Vermögenderen senden natürlich ihre Kinder in gute Schulen und wollen sie danach entsprechend verheiraten. Die Ärmere können sich dies nicht leisten. Sie können ihren Töchtern weder eine Schulausbildung noch die erforderlichen 10 000 Rupien Mitgift geben, wie sie von den Familien der reichen Brahminen verlangt werden. Die Töchter dieser armen Familien treiben wie die übrigen Bauernfrauen ihre armseligen Kühe in den Wald. Wenn sie keinen Mann bekommen, gehen sie häufig ins Wasser, um ihren Eltern die Schande einer unverheirateten Tochter zu ersparen. Andere arme Familien verkaufen ihre Töchter für 1000 oder 1500 Rupien an einen reichen Händler aus dem Punjab. Natürlich ist dies streng verboten. Aber wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Jeder Beteiligte würde vor Gericht oder vor der Polizei das Wissen darüber ableugnen.“

Die Frau meines Hausbesitzers“, so schließt der Diplomat, „stammt aus sehr guter, vermögender Hindufamilie, ist im katholischen Konvent aufgewachsen, wo auch ihre Tochter jetzt erzogen wird. Sie hat einen Sohn, der in England Maschinenbau studiert, und einen ganz unorthodoxen Mann, von Beruf Autohändler. Doch sie glaubt selbst nach wie vor daran, daß die weiße Kuh die 80. tierische Wiedergeburt des Menschen ist. So tritt sie auch dafür ein, daß diese Kühe als heilige Tiere nicht geschlachtet werden dürfen.“

Auf der Tropenstadt Bangkok, einstmals verschlafene Residenz des abgeschiedenen Königreichs Siam, heute Metropole einer strategischen Plattform der Vereinigten Staaten, lastet auch im November glühende Hitze. Es gibt keinen Winter. Ich habe mich nach einem kurzen Morgenspaziergang durch das großstädtische Verkehrsgetriebe, das westlichen Verhältnissen nicht nachsteht, das im Gegenteil durch zahllose Fahrräder, Rikschas und Karren noch verworrener ist, wieder in mein Hotel zum Frühstück zurück-

gezogen. Ich sitze am Rande eines Schwimmbassins unter wild wuchernden Blütenstauden, die Schatten spenden. Ein fruchtbares Traumland mit dem grausamsten aller Kriege in erreichbarer Nähe. Ein englischsprechender junger Mann tritt an meinen Tisch und fragt, ob er Platz nehmen dürfe. Ich schreibe an Reisenotizen und schaue nur kurz auf. „Bitte“, sage ich gleichgültig und schreibe weiter. Der Fremde fragt noch irgend etwas, erklärt, daß er amerikanischer Soldat in Vietnam und hier nur auf einem kurzen Urlaub sei. Ich höre nicht richtig hin, weil ich mich nicht stören lassen will und merke erst zu spät, daß ich begonnen habe, ihn zu verletzen. Plötzlich wird mir klar, daß er ein Gespräch braucht, Kontakt mit der Welt, die nicht wie er an die Unbarmherzigkeit eines Dschungelkrieges gebunden ist, der ihn vielleicht in wenigen Wochen in einem Hinterhalt elend zugrunde gehen läßt. Das freie Atmen allein macht es wohl nicht. Er muß sich frei reden. Aber er findet offenbar nur Gleichgültigkeit. Als ich mich dabei ertappe, steht er gerade auf. Ich suche ihn zum Bleiben zu bewegen, aber er will nun nicht mehr. Er fürchtet wohl Mitleid. Mir bleibt nur, mich zu schämen...

Durch die berühmten Tempelbezirke Bangkoks wandeln Mönche und Touristen in Scharen. Die einen kahlgeschoren in goldgelber Toga mit einem Beutel für die ihnen zugesteckten Speisen in der Hand, die anderen mit Sonnenhüten, Fotoapparaten und verschwitzten Gesichtern. Die tropische Pracht wirkt kullissenhaft. Blütenweiß gestrichene Tempel mit goldverzierten, hochgiebeligen Schnabeldächern aus Holz, kaktusenförmige, steinerne Turmgebilde, verziert mit bunter Keramik, bizarre, überlebensgroße Stein- und Holzfiguren mit tierhaften Attributen, dies alles hat etwas Fassadenhaftes, Unwirkliches. Eine Weltausstellung aus Tausendundeiner Nacht, die wieder abgebaut werden könnte.

In der Tat sind die meisten dieser Holztempel kaum hundert Jahre alt. Die Farben werden immer wieder erneuert. Das geschieht so seit Jahrhunderten. Für alte brüchige Tempel werden ebenso schöne neue errichtet, im gleichen Stil, immer wieder, ohne besonderen Fleiß, ohne Eile. Hier lebt ein verspieltes Volk, arm in weiten Teilen, aber nicht elend. Mit einem Sinn für Selbstbesinnung und Demut — Eigenschaften, die allerdings am Auftreten der amerikanischen Soldaten leiden. Heute noch ziehen mindestens die Hälfte aller Männer für eine befristete Zeit — für Monate oder gar Jahre — die Mönchskutte, die goldgelbe Toga, an und leben im Geiste Buddhas in ernstgenommener Selbstbescheidung ausschließlich von dem, was die Mitmenschen in die grauen Beutel stecken, ohne daß die Mönche darum nennenswert belteln müßten.

Der Thai (= Freie), die Bezeichnung Siamese (= Kleine) hört man sehr ungern, ist nicht aufdringlich. Die Menschen geben aus einem Selbstverständnis heraus, was nicht bedeutet, daß dieses Land frei von Korruption sei. Weil kaum jemand Hunger leidet, schadete sie ihm bisher nicht. Bequemlichkeit und Genügsamkeit ergänzen sich. Auf ihren fruchtbaren Reisfeldern in der Menam-Ebene ernten die Bauern im Jahr nur einmal, obwohl sie es auch mehrfach tun könnten. Für westliche Agrarmethoden sind sie nur schwer oder gar nicht zu gewinnen. Ein viele Millionen starkes chinesisches Element, das seiner Natur nach bienenfleißig ist, führt aber zuweilen zu Spannungen. So sind die Thais meist Beamte oder Bauern, die Chinesen aber Geschäftsleute...

Der Lauf der Geschichte hat die Thais als gute Politiker, vor allem als geschickte Verhandler, als Meister des Hinhaltens, der Ausreden und der Unverbindlichkeiten ausgewiesen. Sie haben sich stets – selbst im Zeitalter der Kolonialisierung, wo sie die Kolonialmächte gegeneinander ausspielten – ihre Freiheit zu erhalten gewußt, oft unter Aufgabe früherer Eroberungen. Ihre Bereitwilligkeit, nach dem II. Weltkrieg den Amerikanern strategische Basis gegen den aufziehenden Kommunismus zu sein, verdeckte ihr vorangegangenes Engagement mit der Achse durch den Mantel der Nachsicht.

Kann ihre sprichwörtliche Anpassungsfähigkeit aber auch die Zukunft meistern, die ferne Zukunft, die keine europäische Komponente mehr zu haben scheint? Wird die fortschreitende indochinesische Tragödie sie im wesentlichen unberührt lassen? Was wird aus diesem freiheitsliebenden Volk, wenn die Amerikaner ihre bisher fehlgeschlagene Containment-Politik aufgeben und Südostasien sich selbst überlassen?

Thailand hat eine vorzüglich trainierte Armee, amerikanisch gedrillt und von Steubenscher Disziplin. Aber auch in diesem Lande hat es seit dem II. Weltkrieg einen latent wirksamen Untergrund gegeben, der vor allem im Norden ständige Unruhe verursacht. Die Zukunft kann unsägliches Leid auch in dieses Land tragen...

Im Urwald der damals siamesischen Provinz Siemreap fanden französische Missionare, Forscher und Orchideensammler in der Mitte des vorigen Jahrhunderts monumentale Steinzeugen eines im Dschungel versunkenen Reiches. Es war das Reich der Khmer und seine Hauptstadt Angkor mit Palästen und Tempeln babylonischen Ausmaßes. Doch erst in unseren Jahrzehnten, als Siemreap wieder zu Kambodscha gehörte, wurde Angkor wirklich wiederentdeckt und mit ihm die Geschichte eines Gottesstaates, dem indische Religionen und Kulturen den Anstoß gaben und der nach 400 Jahren Großmacht in königlichem Größenwahn an götzenhafter Selbstüberhebung zerbrach. Die Residenz Angkor war eine Millionenstadt, im 13. Jahrhundert noch die größte der damaligen Welt und in ihrem Reichtum, ihrem Prunk nirgends überboten. Mittelpunkt dieser Stadt und ihres Reiches: der als Inbegriff aller Tugenden gepriesene inkarnierte Gottmensch und König, für den allein, als einziger Grund seiner Existenz, das Volk da war.

Diese Stadt will ich besuchen.

Eine Ausnahmegenehmigung für eine Schweizer Touristengruppe, der ich mich angeschlossen habe, gibt mir die Gelegenheit, die thailändische Grenze nach dem Norden Kambodschas zu Fuß zu überschreiten in das sagenhafte Land der Khmer, dessen Großreich die Thais und Annamiten zerstörten. Seit tausend Jahren leben Thais und Khmer in Erbfeindschaft, die nur episodisch unterbrochen wurde. Eine solche Episode schuf einmal eine fast gradlinige Eisenbahnverbindung zwischen beiden Ländern, die nun schon wieder jahrelang unterbrochen ist. Die wenigen Grenzübergänge wachsen zu. Dorniges Knieholz ersetzt den Stacheldraht dort, wo es ihn nicht trotzdem gibt.

Wir pilgern im Gänsemarsch über eine kleine Brücke. Das Grenzdorf der Thais ist auf den Beinen, das seltene Ereignis zu beobachten. Militärpolizisten halten die Neugierigsten zurück. Nur einige Kinder dürfen uns

bis zur Mitte des Übergangs begleiten. Sie bleiben dort zurück, mit ihnen die vielen bunten grellfarbenen Coca-Cola-Schilder, die Thailands amerikanischen „way of life“ plakatieren. Hinter der Brücke öffnet sich das Blickfeld auf eine etwas verwahrloste Landschaft. Eine aufgerissene Asphaltstraße führt einige hundert Meter weiter zu einem zweistöckigen Holzhaus, vor dem einsam ein älterer Mann in Kakiuniform steht, unbewaffnet. Hinter ihm klebt an der Wand des Hauses ein Plakat, das mit einem roten Fahnenschild und braunhäutigen Recken für die „Asiatischen Spiele“, einer Art kommunistischer Olympiade des Fernen Ostens, wirbt. Mit dunklen, vergilbten Augen in einem zerfurchten Gesicht mustert uns der Grenzwächter mißtrauisch. Trotzdem scheint er uns erwartet zu haben, sammelt wortlos die Pässe ein und verschwindet im Gebäude.

Im Schatten einiger Bäume taucht ein anmutiges junges Mädchen auf. Als wir Touristen uns ihm zuwenden, erstirbt ein weiches Lächeln in seinem erschrockenen Gesicht, und es läuft wieder fort. In meinen Gedanken bleibt ein rundes, bronzefarbenes Antlitz haften, mit schwarzen, etwas schräg-geschnittenen Mandeläugen und mit ausgeprägten Lippen, als ob sie gemeißelt wären, ein Gesicht, wie ich es auf Abbildungen der Steinmonumente in einem Buch über Angkor immer wieder gesehen habe. Ich erinnere den dort wiedergegebenen Schrifttext eines chinesischen Kaufmanns, der Angkor in seiner Blütezeit besuchte:

„... wenn der Herrscher hinauszieht, bilden Truppen die Spitze seines Gefolges. Es schließen sich die Feldzeichen, die Standarten, die Musik an. Mädchen des Palastes, ihrer an die dreihundert bis fünfhundert, angetan mit rankendurchwirkten Gewändern, Blumen im Haar, halten Kerzen in den Händen und bilden eine Formation. Selbst am hellen Tage brennen ihre Kerzen. Es folgen Mädchen des Palastes, die des Königs Gold- und Silbergerät und den gesamten Zierat tragen, lauter Stücke von sehr besonderer Ausführung. Ihnen folgen Mädchen des Palastes, welche Lanzen und Schilde tragen und die Leibgarde des Palastes darstellen. Dann folgen Ziegen-gepanne, Pferdegespanne, alle goldverziert. Die Minister, die Prinzen, kommen sämtlich auf Elefanten dahergeritten. Von weitem schon erkennt man ihre roten Sonnenschirme ohne Zahl. Nach ihnen kommen die Ehefrauen und Konkubinen des Königs in Sänften, Gefährten, auf Pferden, auf Elefanten. Gewiß haben sie mehr denn hundert goldgesprenkelte Sonnenschirme. Hinter ihnen aber erscheint der Herrscher, aufrecht auf einem Elefanten stehend, die Hand mit dem kostbaren Schwert bewehrt. Auch die Stoßzähne des Elefanten stecken in goldenen Scheiden. Er wird von mehr als 20 goldgespenkelten Sonnenschirmen umgeben und bedeckt, deren Griffe gleichfalls aus Gold sind. Zahlreiche Elefanten umdrängen ihn, und wieder folgen Truppen, ihn zu schützen.

Daraus ist zu ersehen, daß diese Menschen wohl zu würdigen wissen, was ein Fürst ist...“

Wie aber würdigt dieses Volk seinen heutigen Herrscher, den Prinzen Sihanouk, den es „Euv“, Vater, nennt? Auch dieser liebt die Hofhaltung, das Gepränge, die schönen Frauen. Aber er weiß sich im Schatten der chinesischen Machtpolitik und steuert sein Land geschickt zwischen Peking und Washington hindurch auf einem schmalen Pfad des Friedens. Da sich Kambodscha

von seinen Früchten ernähren kann und soziale Spannungen angesichts einer totalen Unterentwicklung noch nicht sichtbar werden, kommen die Sorgen weniger von innen als von außen, von den Nachbarn, die den vietnamesischen Krieg über die Grenzen tragen. Das Volk der Khmer selbst möchte gehorsam sein, wie eh und je . .

Nach einer halben Stunde haben wir unsere Pässe wieder. Wir gehen noch ein paar hundert Meter und treffen auf einen bereitstehenden uralten Kleinbus, ungefedert, wie wir bald merken, und so gut wie ungepolstert. Von einem uniformierten Begleiter freundlich aufgefordert, steigen wir ein. Eine Fahrt über zerfurchte und ausgefahrene Feldwege – hier Straßen erster Ordnung – beginnt, vorbei an ausgedehnten Felderflächen, teils Steppe, teils Reiskulturen, die sich zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie ausdehnen. Das Land erscheint kaum besiedelt. Selten sieht man eine einzelne offene Hütte zu ebener Erde oder auf Pfählen. Menschen sehe ich nicht. Immer eines Achsenbruches gegenwärtig, erhält der Omnibus hier zwangsläufig den Charakter einer mittelalterlichen Postkutsche und auch deren Geschwindigkeit. Wir klammern uns an die Rückenlehnen der Vordermänner, und zuweilen geraten wir dabei in eine Art Handstand. Doch wir sind bester Laune.

Irgendwann hört das flache, gleichförmige Land auf. Die Landschaft wird hügeliger. Der Dschungel breitet sich aus: erst Buschwerk und Knieholz, dann dichter undurchdringlicher Wald. Über einzelne Lichtungen am Wegesrand erstrecken sich fruchtbare, hochgewachsene Kornfelder. Ich kann nicht erkennen, ob sie Reis tragen oder eine andere Körnerfrucht. 7 Stunden später – wir haben nur einmal am frühen Nachmittag unter hießer Sonne in einer kleinen Provinzstadt mit ordentlichen Straßen, richtigen Häusern mit umgitterten Straßenbäumen und spielenden Kindern pausiert und uns von freundlichen, unaufdringlichen Menschen bestaunen lassen – kommen wir in der Auberge Royale an, einem luxuriös anmutenden Europäerhotel im Angesicht der Tempelstadt Angkor Vat.

Angkor Vat liegt, umgeben von einem hundert Meter breiten Wassergraben, mit seinen bizarren Türmen wie eine Fata Morgana vor dem niedergehenden Sonnenball, von der Frontseite her durch gleißendes Scheinwerferlicht bestrahlt. Dem Ankömmling, der über einen breiten, den Wassergraben teilenden Damm auf das Stadttor zuschreitet, tut sich ein orientalisches Märchenbild auf. Die Stufen des Stadttores sind zu dieser Zeit Bühne einer klassischen Tanzgruppe, deren indische Tradition die gleiche ist wie die des klassischen Tanzes in Thailand: Pagodenhaft aufgelüftet, der glitzernde Kopfschmuck der sich gemessen bewegenden Tänzerinnen. Ihre golddurchwirkten Gewänder sind mit Glasperlen und buntem Flitter bestickt. Ihr Tanz ist ein Spiel der Gestik. Affen- und Dämonenmasken springen wild und gebärdereich um sie herum. Die Affen besiegen die Dämonen. Bambusflöten und andere kultische, gongartig klingende Instrumente begleiten den Tanz, der mit dem Untergang der Sonne und dem Ausblenden der Scheinwerfer plötzlich erstirbt . . .

In den kommenden Tagen durchstreifte ich einen Teil der bisher freigelegten Tempel und Residenzen: Ba Kong, Ta Som, Ta Prohm, Bayon, Angkor Vat und viele mehr. Sie erstrecken sich über ein Areal von vielen hundert

Quadratkilometern, das einst durch ein symmetrisches Grabensystem und künstliche Seen harmonisch aufgeteilt war. In seiner Mitte die letzte und mächtigste Khmer-Schöpfung: Angkor. Wie in Thailand begegnen mir hier buddhistische Mönche in ihren goldgelben Gewändern. Sie wandeln einzeln oder in Gruppen durch die Gänge der meist gut erhaltenen Tempelruinen. Sie hocken in sich gekehrt auf den Stufen der Türme oder vor einer Buddhagestalt. Der Tourist verdrängt sie aber langsam aus den kultischen Heiligtümern. Sie ziehen sich in Holzpagoden am Rande des touristischen Geschehens zurück.

Das Volk von Kambodscha hat kaum Anteil an diesen Schätzen. Es weiß nichts mehr vom Hindu-Gott Shiva und seinen zahlreichen Phallus-Symbolen, die häufig im Mittelpunkt der Heiligtümer stehen. Es lebt nicht mehr darin. Einige wenige, die zwischen den alten Steinen ihre Basthütten und Reisfelder eingerichtet haben, profitieren heimlich davon, indem sie auf anschiessamem Reispapier schwarz- und ockergefärbte Reliefs abziehen und auf diese Weise plastisch ausdrucksvolle Negative erzeugen, die sie handelssicher an den Mann bringen. Sie dürfen sich nicht erwischen lassen, denn dies ist ein staatliches Monopol...

Nirgends auf der Welt ist die Geschichte eines Staates so ausdrucksvoll in Stein gemeißelt: Reliefs, die sich über Hunderte von Metern im Halbdunkel der in bestechender Symmetrie angeordneten Tempelgänge erstrecken, wandhohe Schlachtenbilder, in Stein gehauene Festzüge, Freuden des Himmels und die bestialischen Schrecken der Hölle, gegen die Dantes Beschreibung in der Göttlichen Komödie vergleichsweise elysisch anmutet. Welch ein Fronwerk, wenn man bedenkt, daß jeder neue Herrscher, dem Kulte gemäß, eine neue Residenz erbauen mußte, die seines Vorgängers aber früher oder später vom Urwald wieder aufgenommen wurde, samt der Asche ihres Schöpfers, die in der Residenz verblieb. Während die ersten Bauwerke bereits, von Lianen umschlungen, unter Baumriesen verschwanden, reckten sich die neuen zu immer höheren Turmbauten, prächtiger und mächtiger zum Himmel, bis das Volk erschöpft war und die Geschichte im Ansturm seiner Feinde darüber hinweglegte, die Schätze, die nicht aus Stein waren, mit sich hinwegreißend, Volk und Landschaft der Vergessenheit preisgebend bis in unsere Tage...

Kirche und Politik

Pater Dr. Herbert Reichel SJ, Bonn

Distanz und Nähe der Kirche zum Politischen

Das 2. Vatikanische Konzil hat mit der Unterscheidung zwischen der Aktivität der Christen als Bürger des politischen Gemeinwesens einerseits und dem, was sie zusammen mit ihren Bischöfen unternehmen andererseits (Pastoralkonstitution [PK] Nr. 76), eine Neuorientierung der Kirche zur Politik in Gang gesetzt. Professor Hans Maier deutete auf dem Bamberger Katholikentag 1966 diesen Konzilstext als „Verzicht auf die bisherige breite Deckung der gesellschaftlich-politischen Aktivitäten des deutschen Katholizismus durch die kirchliche Hierarchie“. Es ist daher zu fragen: Wo und wie sieht die Kirche heute ihre Sendung und ihren Beitrag im Bereich des Politischen und der politischen Gemeinschaft?

1. Der Ausgangspunkt kirchlicher Umorientierung

1. Das Mündigwerden des Menschen

Die Art, wie heute die Menschen in unserer Gesellschaft ihr Zusammenleben begreifen, hat ihren Grund in einer zweifachen sozialen und geistigen Dynamik:

zum einen in der Welt der menschlichen Massen, der technisch-industriellen Industriegesellschaft mit den Auswirkungen der Atomkraft, der Automation und Weltraumforschung, der Massenmedien und der Abhängigkeit aller von allen. Es ist eine Welt, die das Feld menschlicher Entdeckung und Bemühung ist, aus der die Götter geflohen scheinen,

zum anderen ist damit ein geschichtlicher Prozeß in Gang gesetzt, in dem Gesellschaft und Kultur sich von religiöser Kontrolle und metaphysischen Weltanschauungen lösen, der Mensch aber seine Aufmerksamkeit von den jenseitigen Welten abwendet und sich dieser hiesigen Welt und dieser Zeit anheim gibt. Man spricht in diesem Sinn von einer „säkularisierten Welt“ (saeculum = das gegenwärtige Zeitalter). Zweifelsohne sucht weiterhin diese säkularisierte Welt ihr Heil in Raum und Zeit, in Natur und Geschichte allein und verkennt die dritte Dimension des Absoluten. Doch muß das nicht grundsätzlich sein, daß die Säkularisierung zum Säkularismus reiner Innerweltlichkeit wird.

Dietrich Bonhoeffer hat dieses Phänomen der Säkularisierung bereits 1944 das „Mündigwerden des Menschen“ genannt. Denn darin ist grundsätzlich eine berechtigte Freiheitsbewegung eingeschlossen, die Absage an jegliche Heteronomie (Kant), an jegliche Fremdbestimmung (Marx), der Ruf nach mehr Demokratie, als ob mit Demokratie immer auch mehr Freiheit gegeben sei, und nach mehr Mündigkeit und „Mitbestimmung“ ist.

Das Vatikan Konzil nahm positiv zur Kenntnis, daß „der heutige Mensch unterwegs zur volleren Entwicklung (progressio) seiner Persönlichkeit und zu immer tieferen Einsicht und Durchsetzung seiner Rechte“ ist (PK 41). Die sogenannte Entwicklungszyklika ‚Populorum progressio‘ entfaltet diesen Grundgedanken von der „progressio“ als den „Weg von weniger zu mehr“ Menschlichkeit, Mündigkeit, Subjektstellung des Menschen (PP 20/21).

Geschichtlich gesehen ist mit diesem Mündigwerden ein Prozeß zu Ende gegangen, der seit der Konstantinischen Wende zunehmend das Christentum zur Staatsreligion des Säkularen bedingte. Die gegenläufige Bewegung und Sakralisierung des Säkularen bedingte. Die gegenläufige Bewegung begann mit der begrifflichen Unterscheidung von „geistlich“ und „weltlich“ – etwa seit dem Investiturstreit – und der der Säkularisierung der sakralisierten Diesseitsordnungen. Die damit anhebende Autonomie-Bewegung betont zunehmend die „Eigengesetzlichkeit“ aller Wertbereiche.

Das Konzil hat nunmehr bewußt und entschieden diesen Bestrebungen das Wort geliehen (PK 36) und die Autonomie anerkannt, ohne jedoch die Verankerung im Absoluten leugnen oder verkürzen zu lassen.

2. Die Diaspora- und Konkurrenzsituation von Kirche und Christentum

Im Ergebnis führte dieser Emanzipationsprozeß zu weltanschaulich-pluralistischen Differenzierungen in der Sicht von Welt und Gesellschaft. Was bedeutet also der gesellschaftliche, geistige Wandel für die Kirchen und das Christentum selbst?

Ein Dreifaches ergibt sich aus der geistigen Dynamik der Zeit:

a) Die Diasporasituation

Die Kirchen und ihre Gläubigen – auch „als Bürger“ des politischen Gemeinwesens – müssen in einer säkularisierten Gesellschaft zurecht kommen, die weder verfassungsrechtlich noch gesellschaftlich noch kulturell einfach und allein „christlich“ geprägt ist.

Sie finden keine geistig-weltanschaulich homogene Gesellschaft vor, sondern existieren in der „Diaspora“ im biblischen Sinn, in der also evangelische und katholische Christen eben in der „Diaspora der weltanschaulich pluralistischen Gesellschaft“ leben, wo neben dem schriftlichen liberalistischen Humanismus sozialistischer und bürgerlicher Prägung der Schwund des Religiösen ins Gleichgültige überhaupt wirksam wird, ganz zu schweigen von dem militanten Atheismus des Kommunismus.

b) Die Konkurrenzsituation

Damit hängt zusammen, daß Kirche und Christentum zu einer Subkultur unter und neben anderen geworden sind und nicht mehr das Monopol der wertbestimmenden Handlungsnormen haben. Sie stehen in einer Konkurrenzsituation.

c) Der Dauerzustand dieser Situation

Nach menschlichem Ermessen wird dieses weltanschaulich-pluralistische System auch für die Zukunft kennzeichnend bleiben.

Wie sollte es wieder zu einer weltanschaulich homogenen Gesellschaft kommen können? Dazu ist die Welt zu klein geworden. Die Einheit der einen Weltgeschichte ermöglicht keine Kämpfe mehr im freien Raum und kein Ausweichen mehr in tolerante Gebiete. Die Gründe ferner, die zu dem gemeinsamen Rahmen wie Technik, Verkehr, Massenmedien u. a. geführt haben, fördern zugleich mit der wachsenden Mündigkeit pluralistische Standpunkte.

So bleibt nur die Alternative, den Pluralismus in toleranter und demokratischer Existenz zu legitimieren oder zu versuchen, sich des gesellschaftlichen und staatlichen Apparates mit der Unterdrückung unterschiedlicher Standpunkte totalitär zu bemächtigen...

3. Die Neubesinnung auf dem Konzil

Aus der weltanschaulich-pluralistischen Situation der heutigen Gesellschaft zog das 2. Vatikanische Konzil die notwendigen Konsequenzen und bestimmte in der Pastoralkonstitution die Distanz und Nähe der Kirche zu Gesellschaft und Politik.

a) Anerkennung der Autonomie der Kultursachbereiche

Niemals zuvor betonte das kirchliche Lehramt so stark diese Eigengesetzlichkeit („Autonomie“) der innerweltlichen Kultursachbereiche, bedachte die Konsequenzen für die politische Ortsbestimmung der Kirche und Laien und forderte ihre Beachtung (vgl. PK 36 über „Die richtige Autonomie der irdischen Wirklichkeiten“; ferner Nr. 41, 43, 55, 59. Siehe auch Laiendekret Nr. 7). Denn „alle Einzelwirklichkeiten haben ihren festen Eigenstand, ihre eigene Wahrheit und Gutheit sowie ihre Eigengesetzlichkeit und ihre eigenen Ordnungen, die zu achten sind“ (PK 36).

So sehr jedoch das Konzil dem menschlichen Kulturschaffen in der Welt einen hohen Rang einräumte, stellte es sich zugleich entschieden gegen heutige Auffassungen, als ob „die geschaffenen Dinge nicht von Gott abhängen und der Mensch sie ohne Bezug auf den Schöpfer gebrauchen könne“ (PK ebd.). Daher der mahnende Hinweis auf den Einfluß der Sünde für alles menschliche Schaffen, seine Vollendung im Ostergeheimnis und in der eschatologischen Hoffnung (PK 37 bis 39).

So sind Grenze und Maß aller Autonomie menschlicher Kultur und menschlichen Schaffens unüberhörbar aufgezeigt, doch wird „durch die eschatologische Hoffnung die Bedeutung der irdischen Aufgaben nicht gemindert“ (PK 21) noch „die Sorge für die Gestaltung dieser Erde abgeschwächt“ (PK 39).

b) Selbstverständnis der Kirche

Mit dem Ernstnehmen der Eigengesetzlichkeit der menschlichen Kultur verband sich ein vertieftes theologisches Verständnis der Kirche selbst.

Sie versteht sich als „pilgerndes Volk Gottes“, Sie ist einmal „die sichtbare Versammlung“ gesellschaftlicher, organisatorischer und hierarchischer Struktur, zum anderen „die geistliche Gemeinschaft“ des „Volkes Gottes“ und „pilgernde Kirche, bis der Herr in seiner Meistät kommt“ (Kirchenkonstitution Nr. 8, 4, 49).

Die Pastoralkonstitution greift diese Sicht der Kirche als aus Menschen gefügt „geistliche Gemeinschaft“ und „Volk Gottes“ auf, läßt aber den Aspekt der organisatorischen und hierarchischen Struktur für diesmal etwas in den Hintergrund treten (PK 1, 3).

Zugleich artikuliert das Konzil den Sendungsauftrag der Kirche. Lapidar wird erklärt:

„Hervorgegangen aus der Liebe des ewigen Vaters, in der Zeit gestiftet von Christus dem Erlöser, geeint im Hl. Geist, hat die Kirche das endzeitliche Heil zum Ziel, das erst in der künftigen Weltzeit voll verwirklicht werden kann“ (PK 40).

Um dieser grundlegenden religiösen Sendung willen hebt sich die Kirche hinsichtlich ihrer Zuständigkeit, Aufgaben und Methoden klar von der „politischen Gemeinschaft“ ab, um Verwechslungen vorzubeugen. Denn

„die ihr eigene Sendung ... bezieht sich zwar nicht auf den politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Bereich: das Ziel gehört ja der religiösen Ordnung an. – Doch fließen aus eben dieser religiösen Sendung Auftrag, Licht und Kraft, um der menschlichen Gemeinschaft zu Aufbau und Festigung nach göttlichem Gesetz behilflich zu sein“ (PK 42), „umfaßt aber auch den Aufbau der gesamten zeitlichen Ordnung: ... die zeitliche Ordnung mit dem Geist des Evangeliums zu durchdringen und zu vervollkommen“ (Laiendekret 5).

II. Die neue Distanz der Kirche zum Politischen

Drei Konsequenzen für das politische Engagement der Kirche

Auf der Basis der bewußten und entschiedenen Anerkennung der Eigenständigkeit der geschichtlich bedingten Kultur und Politik und zum anderen eines neuen theologischen Selbstverständnisses der Kirche als „pilgerndes Volk Gottes“ gewann die Kirche ein geklärtes Verhältnis und damit eine neue Distanz und Nähe zum Politischen.

1. Zurücknahme der unmittelbaren Aktivität der Kirche im Politischen

Grundlegend für das neu gewonnene Verhältnis ist der Artikel 76 im 4. Kapitel der Pastoralkonstitution über „Das Leben der politischen Gemeinschaft“.

Die grundlegende Unterscheidung:

„Sehr wichtig ist besonders in einer (weltanschaulich-)pluralistischen Gesellschaft, daß man das Verhältnis zwischen der politischen Gemeinschaft und der Kirche richtig sieht, so daß

– zwischen dem, was die Christen als einzelne oder im Verbund im eigenen Namen als Staatsbürger, die von ihrem christlichen Gewissen geleitet werden,

– und dem, was sie im Namen der Kirche zusammen mit ihren Hirten tun,

klar unterschieden wird.“

Denn „die Kirche — sie möchte hinsichtlich ihrer Aufgabe und Zuständigkeit in keiner Weise mit der politischen Gemeinschaft verwechselt werden, noch ist sie an irgendein politisches System gebunden — ist zugleich Zeichen und Schutz der Transzendenz der menschlichen Person“.

Die Tragweite der Unterscheidung für das politische Engagement der Kirche in der Zukunft ist nicht zu unterschätzen. Die Distanzierung der Kirche vom Politischen und damit auch von den Parteien ist offensichtlich. Hans Maier legte auf dem Bamberger Katholikentag 1966 den Kern der Unterscheidung frei, daß damit „der Verzicht auf die bisherige breite Deckung der gesellschaftlich-politischen Aktivitäten des deutschen Katholizismus durch die kirchliche Hierarchie“ ausgesprochen sei.

In der Tat wird in der Übernahme unmittelbarer Verantwortung im Weltauftrag der Kirche die Zurückhaltung des kirchlichen Amtes stärker werden. Jedoch wird man den Wandel in der Form des politischen Engagements der Kirche nicht als eine Minderung des Engagements selbst mißdeuten dürfen. Im Gegenteil. Es fällt auf, daß noch nie in einem kirchlichen Dokument — wegen der geschichtlich erfahrenen religiösen Erheblichkeit politischer Ordnungsformen — so nachdrücklich auf das politische Engagement gedrängt wurde wie in den Aussagen des 2. Vatikanischen Konzils.

Von der neuen Nähe der Kirche zur politischen Gemeinschaft durch das geforderte Engagement der Christen als Bürger soll noch eigenst gehandelt werden. Doch mag hier angemerkt sein, daß diese Neueorientierung der Kirche inmitten einer säkularisierten Welt tiefgehende Konsequenzen für „christlich“ orientierte Parteien und Verbände haben wird. (Zu dem Kommentar zur Politik KzP F. 9/67, S. 61–64 „Partei im Umbruch.“)

2. Verzicht auf staatliche Privilegien

Eine weitere von der Kirche neu eingenommene Position im Verhältnis zum Politischen ist der grundsätzliche Verzicht auf staatliche Privilegien, die aus gutem Grunde entstanden waren, indem die Kirche dem Staat wichtige Aufgaben abnahm. Nur sind inzwischen die Gründe für solche Privilegierungen nicht mehr immer und in allem vorhanden.

Diese „Verzichtserklärung“ (PK 76, 5) ist bedeutsam für die sich anbahnende Stellung von Kirche und Staat. Ja, die Kirche „wird sogar auf die Ausübung von legitim erworbenen Rechten verzichten“, etwa Rechten aus Konkordaten, „wenn feststeht, daß durch deren Inanspruchnahme die Lauterkeit ihres Zeugnisses in Frage gestellt ist, oder wenn veränderte Lebensverhältnisse eine andere Regelung fordern“ (PK ebd.).

Wie ernst es dem Konzil mit dieser Positionsbestimmung war, erhellt etwa aus der „Erklärung über die Religionsfreiheit“, in der nirgendwo für die Kirche noch eine Rechtsstellung gefordert wird, die eine Diskriminierung anderer oder eine Einschränkung der Freiheit bedeuten könnte. Am 4. Dezember 1966 wurde ein Verzichtangebot der spanischen Kirche an den Staat bekannt.

Dieser Verzicht auf unmittelbare politisch wirksame Aktivität und staatliche Privilegien dient jedoch der eigentlichen Aufgabe der Kirche auch ins Politische hinein, nämlich der Informierung der Gewissen. Sie ist ein Teil der ihr eigenen religiösen Sendung.

3. Informierung der Gewissen als kirchliche Aufgabe

Der Anspruch der Kirche und ihr unmittelbarer Beitrag im Leben der politischen Gemeinschaft ist eindeutig. Sie begreift sich – und darin sieht sie ihre Zuständigkeit – als „Zeichen und Schutz der Transzendenz der menschlichen Person“ (PP 76, 2; vgl. auch 73).

Darum beansprucht sie

das Freiheitsrecht, „den Glauben zu verkünden, ihre Soziallehre kundzumachen ...

und auch politische Angelegenheiten einer sittlichen Beurteilung zu unterstellen, wenn die Grundrechte der menschlichen Person oder das Heil der Seelen es verlangen“. (PK 76, 5.) Im einzelnen heißt das: mittels der „Grundsätze der religiösen und sittlichen Ordnung“ in Verbindung mit der Sachkenntnis aller Menschen den Weg der Menschen zu erhellen, wenngleich sie selbst zu allem einzelnen keine fertige Antwort bereit hat (PK 33), worauf das Konzil bereits bei der Frage nach Sinn und Wert menschlichen Schaffens hingewiesen hatte; ebenso drängt das Konzil im 4. Kpt. der PK,

inmitten der tiefgreifenden politischen und gesellschaftlichen Strukturänderungen „die Schaffung fester Grundüberzeugungen“ über Wesen und Ziel politischer Gemeinschaft und öffentlicher Gewalt, ihren Gebrauch und ihre Grenzen zu sichern (PK 73); vor allem gelte es, die Wahrheit über den Menschen, die Würde seines Gewissens und seiner Rechte zu schützen (PK 41),

das menschliche Gemeinschaftsgefüge zu festigen und die Einheit aller Menschen herbeizuführen (PK 42),

fraglos hat die Kirche auch gegenüber aller „falschen Autonomie der zeitlichen Dinge“ (PK 36) und einer allzu optimistischen Weltbetrachtung (PK 37 und 38, vgl. zum Ganzen KzP 1967, S. 2) ein Wächteramt auszubüßen.

Wer wollte und könnte bezweifeln, daß die Kirche mit der informierenden Einflußnahme auf die religiöse und sittliche Existenz ihrer Gläubigen und der Menschen überhaupt zugleich durch die so informierten Gewissen einen unabsehbaren Einfluß auf das öffentliche und politische Leben ausübt.

Von diesem Auftrag kann sich die Kirche nicht entbinden. Denn sobald, wie Professor Messner, Wien, betonte (KzP F. 9/66), mit der Entwicklung der modernen Demokratie alle Staatsbürger für Ordnung und Führung des Staates verantwortlich geworden sind, fällt auch das Politische in den Verantwortungsbereich des christlichen Gewissens. Da aber die moderne Demokratie unter dem maßgeblichen Einfluß der Öffentlichen Meinung steht, hat die Kirche die Pflicht,

in allem, was Gewissensfragen berührt, religiöse Wahrheits- und sittliche Wertüberzeugungen zu vermitteln und ihnen durch das Gewissen, das sich ganz wesentlich in der Öffentlichen Meinung spiegelt, Geltung zu verschaffen.

Dabei geht es „um Grundfragen und nicht um kirchliche Kundgebungen zu Parteiprogrammen als solchen, sondern um das auf Wahrheits- und Wertbezeugungen begründete reife Gewissensurteil derer, die über politische Programme (und Zielsetzungen) an der Wahlurne mitzuentcheiden haben“ (Messner a.a.O.).

III. Neue Nähe der Kirche zum Politischen durch das Engagement der Christen

Die geschichtliche Stunde ermöglicht es der amtlichen Kirche, in größerer Distanz zum Politischen mit der „Eigengesetzlichkeit des Politischen“ ernst zu machen und im Hinblick auf ihre „religiöse Sendung“ das Feld dem persönlichen politischen Engagement der Christen und einer solcher Art breitgesteuerten politischen Verantwortung freizugeben. Es ist die Konsequenz aus der Unterscheidung der beiden Bereiche (PK 76) und der Eigengesetzlichkeit des Politischen.

Zugleich ist damit durch die Christen selbst eine neue Nähe zum Politischen gegeben. Von einer Minderung des Engagements selbst kann nicht die Rede sein.

1. *Das Engagement der Christen als Bürger* im eigenen Namen und somit in eigener Verantwortung läßt die Kirche selbst „als Volk Gottes“ wirksam werden.

„Die Laien sind eigentlich, wenn auch nicht ausschließlich, zuständig für die weltlichen Aufgaben und Tätigkeiten“ (PK 43); sie „vollziehen diese Sendung der Kirche“, nämlich außer dem Heil der Menschen auch dem Aufbau der gesamten zeitlichen Ordnung zu dienen (Laiendekret 5; 7).

Sie sollen „die zeitliche Ordnung mit dem Geist des Evangeliums durchdringen und vervollkommen (LD 5) und ihren „Aufbau und (ihre) Festigung nach göttlichem Gesetz“ (PK 42) unter Wahrung der Eigengesetzlichkeit dieser Bereiche (PK 43) und ihrer Geschichtlichkeit (PK 42 u. a.) sicherstellen. Mit bloßer Sach- und Seinsgerechtigkeit allein ist noch keine „christliche“ Politik zu machen!

So gewinnt die „Kirche als Volk Gottes“ eine neue Nähe zum Politischen, unbeschadet ihrer Distanzierung als „amtliche“ Kirche.

2. *Das politische Werk der Christen*

Es gilt den „Aufbau einer menschlicheren Welt“ (PK 57) oder wie es die Populorum progressio von 1967 formuliert: „eine Welt, in der Freiheit nicht ein leeres Wort ist“, „wo jeder Mensch, ohne Unterschied der Rasse, der Religion, der Nationalität, ein wirklich menschliches Leben führen kann“ (PP 47).

„Die Aufgabe ist“, wie das Konzil im Art. 9 der Pastorkonstitution formuliert,

„eine politische, soziale und wirtschaftliche Ordnung zu schaffen, die immer besser im Dienst des Menschen steht und die dem einzelnen wie den Gruppen dazu hilft, die ihnen eigene Würde zu behaupten und zu entfalten“.

Das bedeutet im einzelnen

- die Mitarbeit aller am öffentlichen Leben,
 - die Mitarbeit am Frieden und an der internationalen Ordnung.
- (Dazu in KzP F. 3/67, S. 21–23 „Mehr politisches Engagement der Christen.“)

Politische Nachrichten

Heinrich Böll hat sich positiv zu den Demonstrationen der Studenten gegen den Springer-Konzern geäußert, sie aber gleichzeitig aufgefordert, in Klausur zu gehen und sich andere, gewaltlose, aber wirksame Methoden zu überlegen. Böll wörtlich: „Ich erkenne das politische Ziel der Studenten als richtig gewählt: In den Methoden der Ausbreitung des Springer-Konzerns und seiner Meinungsbildung erkenne ich das Modell der Machtergreifung wieder; einer, versteht sich, legalen Machtergreifung, die offenbar von den Gesetzen und der Gesellschaft nicht nur geduldet, sondern ermöglicht wird. Deshalb ist der Ruf der Studenten nach „Veränderung der Gesellschaft“ weder abwegig noch „demagogisch“. Die Straße ist der Studenten einziges Publikationsmittel, schreibt Böll im „Kölner Stadt-Anzeiger“, wenn sie nicht – was sinnlos wäre – universitätsintern bleiben wollen. Nach Ansicht Bölls wäre es die Aufgabe der Nicht-Springer-Presse, die Studenten nicht zu verfeuern. Die Zeitungen sollten der außerparlamentarischen Opposition ihre Spalten öffnen: „Dann bedarf sie der Straße nicht mehr.“ (KNA – 961)

Oberregierungsrat Gerhard Jasmer, Köln, Leiter des Referats „Kommunistische Tarn- und Hilfsorganisationen“ im Bundesamt für Verfassungsschutz, äußerte die Auffassung, daß u. a. folgende Organisationen „Tarnorganisationen im Sinne des Verfassungsschutzes“ seien: Ostermarsch-Bewegung, Internationale der Kriegsdienstgegner, Deutsche Friedensgesellschaft, DFU, die Prager Christliche Friedenskonferenz und viele Gruppen des SDS. 50 evangelische Theologen übten in „eindeutig kommunistischen Organisationen“ Funktionen aus, 200 arbeiten aktiv in derartigen Gruppen mit, 1000 gelegentlich. (KNA – 1241)

Die regionalen Schwerpunkte der NPD decken sich weitgehend mit denjenigen der NSDAP bei den Reichstagswahlen 1932 sowie der SRP und DRP nach 1945. Im vergangenen Jahr stimmten wiederum wie schon im Jahre 1966 vorwiegend ältere Wähler für die NPD. In Rheinland-Pfalz und Niedersachsen ging die NPD in Gebieten mit geschlossen katholischer Bevölkerung nahezu leer aus. Daran änderten auch wirtschaftlich ungünstige Verhältnisse nichts, die der NPD sonst zu überdurchschnittlichen Erfolgen verhalfen. (KNA – 1013)

„Die vielen Störungen des Gottesdienstes innerhalb der unruhigen Kar- und Ostertage geben dem urchristlichen Amt des Ostiarers“ eine neue Bedeutung. Diese Meinung wird im „Pastoralblatt“ für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen und Köln geäußert. Im einzelnen: Wichtig sei, daß man die Kontrollen über das Mikrophon bei Störungen einem erfahrenen Wächter übertrage, der es notfalls schnell abzuschalten verstehe. Der Organist, so heißt es weiter, müsse ein Lied zur Orgeltaste haben, das „fortissimo“ gesungen wird. Die Ostiarier bedürften einer guten Schulung, auch in Fragen des Hausfriedensbruchs. Hinweis zum Vokabular der Studentenrebellens: Das „sit-in“ und „teach-in“ kann durch das kneie-in (Knie-in) eine Ergänzung finden. – In der Osternacht hatten sich im Kölner Dom Demonstranten mit den Transparenten während der ganzen Dauer der Osternachtliturgie in knieender Stellung verhalten, so daß die Dom-Schweizer keinerlei Gelegenheit zum Eingriff hatten. (KNA – 1221)

Christ und Soldat

Zu diesem Thema ist schon viel gesagt worden. Es ist aber ein Thema, das nicht nur uns Soldaten, die wir diesen Beruf erwählt haben, notwendigerweise beschäftigen muß. Es stellt Aufgaben, die auch den Politiker zu Entscheidungen zwingen. Und nicht zuletzt ist es eine Frage, die jeden religiösen Menschen, der den Auftrag Christi zur Liebe ernst nimmt, nicht aus ihrem Bann läßt.

Nachstehend werden zwei Abhandlungen von besonders weittragender Bedeutung gebracht. — Die Ausführungen von Pater A. Wolff O.S.B. über theologische Gründe für eine Kriegsdienstverweigerung trafen leider bis weit nach Redaktionsschluß nicht ein. Sie werden voraussichtlich im nächsten Heft abgedruckt werden. —

General Heß — uns allen ja kein Unbekannter — hat mit der ihm eigenen Akribie sorgfältig gefiltertes Material verwandt, geistig verarbeitet und in Diskussionen erhärtet. Dieser Beitrag dürfte daher besonderes Interesse finden. Es wird empfohlen, zu diesen beiden Abhandlungen — außer den angegebenen Quellen — auch noch die folgenden Beiträge zu lesen:

„Christ und Soldat“

Pater Prior Dr. Anselm Hertz OP

Heft 21

„Ist Friede möglich?“

Militäroberpfarrer Dr. E. Koep

Heft 22

„Gute Gründe für eine Verteidigung mit der Waffe“

Major Helmut Fettweis

Heft 23

„Zur Problematik der Theorie von ‚bellum justum‘“

Pater Prior Dr. Anselm Hertz OP

Heft 24

„Soldatischer Dienst als Beitrag zur Festigung des Friedens“

Prälat Dr. Martin Gritz, MilGenVikar

Heft 24

„Kann ein Christ guten Gewissens Soldat sein?“

Major Dieter Clauss

Heft 27

Aus diesen Einzeläußerungen ist ersichtlich, wie ernst die Beschäftigung mit den Problemen der Verteidigung von uns genommen wird und genommen werden muß. Uns allen sollte das ein Ansporn sein, diese Probleme noch mehr als bisher zu durchdenken, sie mit Kameraden zu diskutieren, der Redaktion die eigene Meinung dazu sagen und so damit beizutragen, daß eine Fülle von Gedanken und Material mit-
hilft, einmal die Theologen zu unterstützen bei der Entwicklung einer „Theologie des Friedens“ ¹⁾, dann aber auch, um unseren Kameraden, die an verantwortlicher Stelle sich um die Konkretisierung des Verteidigungsauftrages, um Umfang und Art einer Rüstung, aber auch um die Gedanken einer Abrüstung bemühen, zu helfen. Nicht zuletzt aber sollen konkrete Aussagen verhüten helfen, daß unser Volk durch einen „taktischen Pazifismus“ ²⁾ eingeschläfert, zu utopischen Friedensträumen verführt, den Sinn für den wirklichen Frieden verliert, der gegründet sein muß — in Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe. ³⁾

*Beten wir für die unterdrückten Völker
und für den Frieden!*

¹⁾ Pater Prior Dr. Anselm Hertz OP, KOB 24, Seite 20

²⁾ Friedensbotschaft Papsi Paul VI, Heft 26

³⁾ ebenda

„Wehrdienst als Friedensdienst“

Thema eines Wochenendseminars einer Evangelischen Großstadtpfarrgemeinde, diskutiert mit Kriegsdienstgegnern.

Vorbemerkung

Die Aktualität des Themas rührt von dem weltweiten Zweifel, ob man bei einer Beteiligung an möglichen gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Staaten, also mit Waffen und konsequenterweise fürchterlichen Waffen, noch sittlich verantwortlich handeln kann, wo doch Krieg jeder Art der Vater allen Übels ist, wo viele einen Waffenwehrdienst für unvereinbar mit dem Streben nach Frieden halten. Denn jeder Mensch kann bei der Wirkung moderner Waffen, der Verzahnung von Fronten nach allen Seiten und der Verflochtenheit der internationalen Probleme auf der klein gewordenen Erde in das Schicksal von Not und Elend gezogen werden, da es kaum noch Grenzen geben wird, jenseits derer Unbeteiligte in Unschuld leben können. Insofern ist das drängende Streben nach Frieden und primär das Vermeiden von Krieg ein wahres Weltthema Nr. 1.

Die Atmosphäre in dem Streit der Meinungen, wie man dem Frieden dienen soll, ist aufgeregt, spannungsgeladen und von Propaganda verseucht. Als Katalysator dieser Leidenschaften erscheint der unglückselige Krieg in Vietnam. Er wirkt auf den durchschnittlichen Bürger vor allem emotionell auf den Bildschirmen der ganzen Welt durch die tägliche Darstellung menschlichen Leids, roher Gewalt und vermuteter Sinnlosigkeit. Abgesehen von der Unvollständigkeit solcher Urteilsgrundlage ist besonders bemerkenswert, daß Folgerungen gerade hinsichtlich der Gefühlserregung häufig und vielfach absichtlich ohne Logik auf europäische oder deutsche Verhältnisse oder Probleme übertragen werden, deren Fragen ganz anderer oder höchstens weitentfernt-verwandter Art als die in Südostasien gestellten sind. Die in Wallung geratene Gefühlswelt ist dadurch manipulierbar, beliebig anheizbar, neigt zum „Aufruhr der Ängste und Affekte“¹⁾, so daß in solcher Atmosphäre sachliche Gespräche nicht möglich werden. Das Nebeneinanderstellen der Meinungen ist dann schon viel.

I. Zur Wehrdienstbegründung

Nicht auf eine Befürwortung von Diensten mit der Waffe zielt diese Gedankenfolge, sondern auf ihre Rechtfertigung. Der Schwerpunkt liegt dann auf den dafür anführbaren religiös-sittlichen Maximen. Es liegt nahe, statt der nur friedensbewahrenden mehr die friedensfördernden Haltungen zu erörtern, deren Idealität nicht bestritten wird; doch das wäre ein eigenes Thema. Hier muß einleitend ausführlich vorgetragen werden, warum der Staat in demokratischer Legalität aus seinem politischen Urteil die Notwendigkeit einer Wehr bejaht und dazu gesetzgeberische und exekutive Maßnahmen seinen Bürgern auferlegt. Man kann über die Argumente der

¹⁾ Burghard Fraudenfeld im Bayerischen Rundfunk am 29. 5. 1968.

Staatsführung streiten, wie in aller Politik üblich. Der Staatsführung sollte es gelingen, durch eine ständige und eingängige Aufklärungsarbeit im Ringen mit den wechselnden Lagen, Motiven und Ideen dem Bürger einsichtig zu machen, warum sie ihm solche Pflichten auferlegen zu müssen glaubt.

1. Wir kennen im Deutschen die Worte *Kriegsdienst* und *Wehrdienst*. Nur der Artikel 4,3 GG spricht von Kriegsdienst mit der Waffe, und zwar beim Verweigerungsrecht. Alle anderen Normen im Grundgesetz und in den Wehrgesetzen vermeiden die Silbe Krieg; auch in militärischen Institutionsbezeichnungen fehlt sie gegenüber früher. Das Verfassungsrecht macht deutlich: Wir wollen uns *wehren*! Das ist auch die defensive Bestimmung der Bundeswehr, umfassender zwar als das spezifische Wort verteidigen, doch Verteidigung als primäre Existenzbegründung und Wesenskern enthaltend. Nach Art. 26,1 GG ist jede Tendenz zu einem Angriffskrieg verfassungswidrig. Verteidigungsbeitrag heißt die deutsche Verpflichtung zur NATO, die ein Defensivbündnis ist, so sehr, daß sie keine operative Planung kennt, die nicht die **vorherige** Aggression zur Grundlage hätte, die also bewußt nur reagiert. Es gibt keine Übungslage in den Streitkräften, in der jemals etwas anderes als ein Kampf auf eigenem Territorium mit einem eingebrochenen Feind angenommen worden wäre. Das ist in der Tat eine völlige Wandlung im deutschen Militärwesen gegenüber früher.

Die Rechtspraxis hat den Wortunterschied von Kriegs- und Wehrdienst nicht beachtet; sie sieht diese Begriffe anscheinend de facto als synonym an. Die Wehrphilosophie aber muß dazu sagen: Wer dient, um damit Wehr, Wehrfähigkeit und Wehrwillen zum Ausdruck zu bringen, zeigt dem Gegner vorsorglich eine Potenz, die er in seinem Kalkül beachten muß. Wer einen Wachhund hat und scharf hält, beugt dem Einbruch vor. Wehrdienst allein ist schon eine erste Möglichkeit, Kriegsdienst zu vermeiden; er hat einen friedenwahrenden Effekt.

2. Wehren setzt voraus, daß eine *Bedrohung* vorliegt oder möglich ist. Diese reicht vom reinen Machtvorhandensein bis zur Aggression und umschließt alle Gefahren physischer und psychischer Art, vor allem bei ideologisch expansiv eingestellten Gegnern. Bedrohung kann permanent und latent gegeben sein und dennoch ruhen. Wenn aus Bedrohung die *virulente Drohung* wird – vom Druck über Nötigung, Erpressung, Ultimatum bis zur Gewaltanwendung – kommt eine Wehrfähigkeit zur Wirkung. War sie nicht vorbereitet, entwickelt, wachsam, schlagbereit und vom Volk getragen, so ist der Friede in ernster Gefahr. Jedes Vakuum lockt.

Der *Umfang* der Bedrohung bedingt den Umfang der Wehr. Als Bedrohung sieht unser Staat die qualitative und quantitative Aggressionskapazität und Drohungsmöglichkeit einer totalitären Supermacht, hier in Europa und mit prononcierter Spitze gegen die Bundesrepublik Deutschland. Das führte nach langer Abwägung zu dem Entschluß, Sicherheit durch Anschluß an die Westmächte zu suchen. Die ständige, sorgfältige und nüchterne Analyse der Staatsführung kommt nach wie vor zu dem Ergebnis, daß diese Bedrohung geblieben ist. Der Warschauer Pakt ist nicht die Antwort des Ostens auf eine Drohung der NATO, die NATO war vielmehr ihrerseits die Antwort auf drei Jahre laufender Expansionsstatsachen der UdSSR. Der am Vorabend des

österreichischen Staatsvertragsabschlusses entstandene Warschauer Pakt war für die Sowjetunion erforderlich, um auch nach Fortfall der Besetzung Österreichs eine völkerrechtliche Grundlage für die Belassung sowjetischer Truppen in Ungarn und in der CSSR zu fixieren, deren Anwesenheit vorher mit der Sicherung der Nachschublinien für die Kontingente der Roten Armee in Österreich begründet worden war.

Die Streitkräfte des Warschauer Pakts sind gerade heute so gerüstet, so modern bewaffnet, durch Verkehrsausbau und Pipelines so unterstützt, so mobil, so geführt und von steigenden Etats untermauert, daß solcher Hochstand nicht lediglich in Angst und Abwehr begründet sein kann. Sie sind jederzeit zum Angriff aus dem Stand befähigt, nach knapper Anlaufzeit auch zum Versuch weitreichender Operationen. Solche Bedrohung ist Grund zur Wehrbereitschaft auf unserer Seite.²⁾

Materielle Bedrohung aber ist nur ein Aspekt. Der andere ist ideologisch-politischer Art. Die Zielsetzung, die Welt zu erobern, um sie zu verändern, droht von dieser Seite seit dem Oktober 1917 unverändert. Sie macht das Potential erst gefährlich und richtet dessen Front auf die nichtbolschewistische Welt.

Man studiere im übrigen immer wieder „Die sowjetische Lehre vom Krieg“ und die „Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung“, gerade letztere in ihrem Kapitel V (Krieg und Frieden). „Wenn der Krieg nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, ist auch der Frieden nur die Fortsetzung des Kampfes mit anderen Mitteln“ (Marschall Schaposchnikow). „Jeder Kommunist muß diese Wahrheit begreifen: Die politische Macht kommt aus den Gewehrläufen. — Die zentrale Aufgabe und die höchste Form der Revolution ist die bewaffnete Machtergreifung, ist die Lösung des Problems durch den Krieg. Dieses revolutionäre Prinzip des Marxismus-Leninismus hat allgemeine Gültigkeit, es gilt überall, in China wie im Ausland“ (Mao Tse-tung).

Steriler Antikommunismus? Nein, nüchterne Beurteilung der Lage.

3. Sind wir aber überhaupt wehrberechtigt? Man darf dazu argumentieren: Selbsterhaltung ist ein Naturtrieb aller Lebewesen, Selbstbehauptung ein Naturrecht des Menschen, Verteidigung von Schutzbefohlenen eine sittliche Pflicht, Notwehr ein Axiom des Naturrechts und des materiellen Rechts aller Völker. Die Satzung der Vereinten Nationen billigt es in Art. 51 allen Staaten zu. Auch Art. 59 a GG hat den Begriff des Verteidigungszustandes in die Verfassung aufgenommen. Nach Art. 24, 2 GG bekennt sich die Bundesrepublik zur kollektiven Sicherheit im Bündnissystem mit den ausdrücklichen Worten „zur Wahrung des Friedens“. Wie jeder Familienvater, so ist auch der Staat im Recht und in der Pflicht, für die Sicherheit der ihm anvertrauten Menschen zu sorgen.³⁾ Aber der einzelne kann sich infolge der ihm gewährten und garantierten Gewissensfreiheit der Wehrpflicht verweigern gemäß Art. 4,3 GG. Zur Gewissensfreiheit gehören natürlich schwerwiegende Ge-

²⁾ Siehe u. a. Genlt. Moll, „Das Heer in den 70er Jahren“, in „Soldat und Technik“ Heft 5/1968.

³⁾ Vgl. Peter Colixt Siemer O.P., „Verteidigung — wer? — wie? — was?“ in „Mann in der Zeit“ Blatt 2/1963.

wissensgründe für ein solches Verlassen der Schicksalsgemeinschaft des Volkes und seines Staates. Wer ehrliche solche Gründe hat, verdient Toleranz wie auch sonst die freie Meinung eines Mitbürgers; auf Gegenseitigkeit, versteht sich.

4. „Verlassen der Schicksalsgemeinschaft...“, ein schwerer Vorwurf? In der totalitären Staatenwelt ist eine Wehrverweigerung nicht erzielbar, nur in der demokratischen Welt konnte sie erreicht werden. Hätte sie hier wesentlichen Erfolg, schwächte sie einseitig deren Wehrfähigkeit, verminderte sie durch solche Störung des Gleichgewichts ebenso einseitig das Risiko des möglichen Aggressors. Eine ideell edle Bestrebung wird auf Grund der in der Demokratie garantierten freien Gewissensentscheidung gerade für diese freie Welt zum Nachteil. Das kommt dem Paradoxon nahe, daß der Votant für die Wehrdienstverweigerung der Meinung zuzuneigen scheint, ein Sieg totalitärer Mächte über demokratische wäre ihm recht oder vielleicht auch nur gleichgültig. Dann könnten der begreifliche Eindruck und hiernach der diffamierende Satz aufkommen: Du besorgst mit Deinem Idealismus nur den Vorteil des Feindes, der sich darüber freut, Dich mit gerissener Psychologischer Kampfführung noch bestärkt und für solche indirekte Hilfe kaum viel auszugeben braucht. Man mag seines Volkes Schicksal mitgestalten oder mitverschulden, oder es mag ohne eigene Schuld in die Notwehr kommen: Zum Frieden halten gehören immer mehrere; um einen Kriegsbrand zu entfachen, genügt der eine Brandstifter, der ihn absichtlich will. Warum soll es falsch sein, Feuerwache zu halten? Warum sollte man a priori sich dem Aggressor aus Wehrlosigkeit unterwerfen müssen? Warum der Volks- und Schicksalsgemeinschaft und ihrem Staat die Solidarität verweigern, wenn sie sich gegen die gewaltsame Wegnahme ihrer Wertordnung wehren wollen? Ist das nicht de facto ein Ausscheren aus der Schicksalsgemeinschaft, wenn man durch die Wehrdienstverweigerung zu deren Schwächung beiträgt und damit womöglich ihren Untergang mitverschuldet? Darum darf solcher Entschluß nur aus dem Gewissen vor der höchsten Instanz gefunden werden, mit der Bereitschaft zum Wagnis aller Leidenschaftlichkeit und der Ergebung in alle Unbill. Ein solcher Entschluß kann nur individuell vom Betroffenen gefaßt werden.

5. So wie der Soldat bei der Betrachtung des Themas zunächst sichtbar wird, ist er auf keinen Fall Selbstzweck. Seine Existenzberechtigung kommt von der Politik, vom Primat der Politik gegenüber dem Militärischen. Von der Sicherheitspolitik der Bundesregierung, deren Richtlinien der Bundeskanzler bestimmt und deren Durchführung das Parlament billigt oder ändern läßt, wird der Auftrag der Bundeswehr und damit der des Soldaten bestimmt. Die Berücksichtigung der Bündnisverordnungen gehört zur Sicherheitspolitik. Weil wir hier nur vom Wehrdienst sprechen, sei die innere Sicherheit ausgeklammert. So viel allerdings sei betont, daß ein Sich-wehren im Notfall der Landesverteidigung alle Bereiche und Kräfte der Nation umschließen muß. Stünde der Soldat allein, wäre er ohne Hoffnung, „das Recht und die Freiheit des Deutschen Volkes tapfer verteidigen“ zu können.⁴⁾

⁴⁾ § 7 des Soldatengesetzes (SG) vom 19. 3. 1956.

6. Recht und Freiheit in ihrer ganzen Inbegrifflichkeit bedeuten eine *Wertordnung*, die den Einsatz des Lebens der Staatsbürger wert ist. Selten wird diese Wertordnung so transparent gemacht, so vom Abstrakten ins Einsichtige übersetzt werden können, daß sie die selbstverständliche Zustimmung aller Bürger in Millionenvölkern fände. Aber die demokratisch sichtbar gemachte Mehrheit hält sie fest. An ihren Gegensätzen, an Unfreiheit, Unrecht, Willkür, d. h. an Mauer, Minenstreifen und Schießbefehl, an der Diktatur totalitärer Regime, wird die zu wählende Wertordnung viel eher deutlich. Ihr substantieller Wertinhalt zielt auf die Wahrung jenes Zustandes, in dem allein sie gedeihen und praktiziert werden – des *Friedens*. Auch die Vorsorge gegen Bedrohung und ideologische Expansion und Machtanspruch durch Wehr und Wehrdienst sind also ein Beitrag zum Behaupten des Friedens.

7. Das Vorbeugen gegen Friedensbedrohung durch Halten einer Wehr und Durchführen eines Wehrdienstes, um beim potentiellen Gegner die etwaige Absicht einer Aggression wegen der Unkalkulierbarkeit seines Risikos zurückzudämpfen, nennt man *Abschreckung*. Der Abschreckungseffekt resultiert indessen aus einem ganzen System zusammenhängender Fähigkeiten des Wehrwesens, deren Gesamtheit nur dann *glaubwürdig* wird und dann auch ausreichend abschreckend wirken kann, wenn Teilgebiete nicht ausgelassen oder vernachlässigt werden. In der militärischen Ebene wären zu nennen Bewaffnung, Organisation, Ausbildung, Führungskunst, Logistik, territoriale Verteidigung, hohe Einsatzbereitschaft, geübte Reserven, geistige Rüstung und psychologisches Fechtenkönnen. In der zivilen: die bereitwillige Unterstützung aus allen Ressorts durch Maßnahmen der zivilen Verteidigung, das Vorhandensein der für einen demokratischen Rechtsstaat unerläßlichen vorsorglich festgelegten Rechtsgrundlagen, und dann das allerwichtigste: der *Wehrwille der Bürger*, Frucht einer entsprechenden Erziehung. Dann erst, in summa, ist Abschreckung eine *Strategie des Friedens*. Man wirft ein, die Geschichte beweise den Fehler der Parole „*Si vis pacem, para bellum*“. Nicht „*para bellum*“, vielmehr „*para pacem*“ müsse dieser Ratschlag lauten. Der Römer Vegetius Renatus mag sich um 400 n. Chr. noch nicht über die Problematik des Unterschieds von Angriffs- und Verteidigungskrieg und sicher nicht über Probleme einer Strategie des Friedens klar gewesen sein. Wenn man sein „*para bellum*“ aber für die heutige Ächtung des Angriffskrieges dahin interpretiert, daß es auf eine Mindestpotenz wehrgeographisch ausreichender Notwehrfähigkeit ankommt, dann darf man diesen Rat auch heute anerkennen.

8. Man kann die *Bedrohung leugnen oder verharmlosen* und von daher Wehr und Wehrbegründung verneinen. Dazu wollen überzeugen oder überreden:

- die Lehre der *Gewaltlosigkeit*, also die Hoffnung, der Wehrlose halte den Aggressor suggestiv ab;
- jener Friedensfreund, der den *Frieden um jeden Preis* befürwortet, also von vornherein zum Erdulden und zum Kapitulieren vor der Gewalt bereit ist, ohne Rücksicht selbst gegenüber dem Los von Familie und Mitbürgern; der nicht differenzierende Pazifist also;

- der Entspannungsfreund, der Befürworter von Vorleistungen, der behauptet, die Weltlage hätte sich in den letzten Jahren völlig gewandelt, der Kommunismus sei eine eingebilddete Gefahr; nicht auf theoretisch-technische Bedrohungsmöglichkeiten komme es an, sondern auf deren *Wahrscheinlichkeit* und diese sei so gut wie undenkbar geworden. In den Augen der die Verantwortung tragenden Regierung und angesichts der von ihr ausgewerteten Aufklärungsergebnisse ist dies leider eine *Wunschbetrachtung*.
- Schließlich stehen gegen den Waffendienst die aus rein religiös-ethischen Motiven begründeten *Gewissensentscheidungen*. Sie leiten zu der Frage über, ob Waffendienst und Gewaltanwendung überhaupt sittlich zu rechtfertigen seien, ob es die Wehrpflicht als solche sein kann.

9. Die *allgemeine Wehrpflicht* ist ein legitimes Kind der von der französischen Revolution aufgetragenen Demokratie der großen Staaten. Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit der Einsatzzpflicht des freien Bürgers für Vaterland, Nation und Staat, ja geradezu sein Stolz, sein Land zu verteidigen (Schweiz), sind die ideellen Triebfedern dafür. Praktische kommen für uns dazu: durch Freiwilligkeit allein kommt eine ausreichende Wehr nicht zustande; ausschließlich Freiwillige, also Langdiener als eine Art Berufsarmee, verlangen Personal- und Soziallasten, die für uns indiskutabel sind. Ohne Reserven, die nur aus dem Wiederausscheiden von gedienten Soldaten in hoher Zahl und ihrem periodischen In-Übung-Halten zu gewinnen sind, wäre eine Armee im Verteidigungsfall kurzlebig. Das ganze Wehrwesen wäre ein höchst teurer Umweg zu besserer Wehrunfähigkeit. Allgemeine Wehrpflicht ist gerade in der Bundesrepublik kein Widerspruch zur Demokratie, da mit der Bundeswehr erstmals in der deutschen Militärgeschichte eine Armee voll in ihren demokratischen Staat integriert ist und von allen maßgeblichen politischen Kräften mit getragen wird.

10. Theodor Heuss hat die politische Ethik des Wehrdienstes treffend formuliert: „Sie werden“, so sagte er in seiner Rede vor der Führungsakademie der Bundeswehr am 12. 3. 1959, „ausgebildet und bilden aus für die unberechenbaren Gegebenheiten eines modernen Krieges. Und der tiefe paradoxe Sinn dieser mühseligen Arbeit ist doch dies, nicht nur durch die wagende oder ausweichende Aktion, sondern einfach durch Da-sein und So-sein die Verwirklichung jener schlimmen Gegebenheiten einer militärischen Konfliktslage zu verhindern. Diese fast wie Passivität klingende Interpretation einer Lebensaufgabe raubt Ihrem Mühen nichts von der Würde eines Berufes, sondern leiht ihr erst den rechten ethischen Rang: für die anderen, den Nachbarn, die Heimat, das Volk, auch den Staat, der die Herberge der bürgerlichen Freiheit und der menschlichen Gerechtigkeit sein soll, die sachliche und auch seelische Wehr zu bilden.“⁵⁾

II. Zur Gewissensentscheidung

11. In der Frage der moralischen Qualifizierung des Wehrdienstes als Friedensdienstes wiegen *religiös-sittliche Überlegungen* schwerer als nur politische, sicherlich gerade für die Menschen mit einem wachen Gewissen

⁵⁾ Zitiert nach dem Offizierbrief Nr. 2 des Evangelischen Kirchenamtes für die Bundeswehr, Juli 1967.

und religiöser Glaubensfähigkeit. Humanismus oder Hominismus allein erscheinen zu unverbindlich, um mit dieser Höhe verglichen werden zu können. Aber diese Überlegungen, wie sie selbst von höchsten Autoritäten angestellt und dargestellt werden, sind ambivalent. Eine Fülle leidenschaftlichen Einsatzes spricht für die Aktivierung aller Bemühungen für den Frieden in der Welt, gerade seitens der Kirchen, ohne daß sie leugnen, daß die Verteidigung einer sittlichen Wertordnung und das Dienen des Bürgers dazu gehören. Die Evangelische Kirche hat sich schon 1959 in dem wichtigen Buch „Atomzeitalter – Krieg und Frieden“⁶⁾ durch namhafte Persönlichkeiten gründlich geäußert; in ähnlicher Weise orientiert das „Evangelische Staatslexikon“, 1966 herausgegeben von Bischof Kunst und anderen, über die Standpunkte zur Wehrfrage aus dem Gewissen. Ein Rezept zur Gewissensentscheidung, ein Entweder-Oder, ein kategorisches Ja oder Nein kann indessen auch keine Kirche geben. Als jüngste und bislang deutlichste Äußerung und weit über den Bereich der Katholischen Kirche hinaus adressiert „an alle, die Christi Namen anrufen“ und „an alle Menschen schlechthin“ (Ziffer 2,1) gilt die vom II. Vatikanischen Konzil am 7. 12. 1965 verabschiedete „Pastoralkonstitution Die Kirche in der Welt von heute“, deren Aussagen hier verdeutlicht werden sollen.

12. Überwältigend laut ist der Ruf dieses Hirtenwortes, der Verwirklichung des Friedens zu dienen, und die ethische Basis für den Stand des Soldaten ist begreiflicherweise nur der schmale Weg der *geduldeten Notlösung*. Aber in Friedensaktivitäten, wie sie seit der Rede Papst Pauls VI. vor den Vereinigten Nationen im kirchlichen Raum beträchtlich zunehmen, beobachtet man leider nicht selten ein Verschweigen dieser Konzilsmeinung über den Soldaten und seine Aufgabe. Das ist dann unredlich, ergibt Halbwahrheiten und wird zum planmäßigen Fehler. Den Krieg zu ächten ist erklärtes Ziel (82,1); den Frieden aufzubauen bedarf es der Beseitigung der Ursachen von Zwietracht, Krieg und Ungerechtigkeit (83). Friede ist nicht die Abwesenheit des Krieges (78,1); Friede ist nicht Kalter Krieg (79,2); Friede ist nicht Gleichgewicht des Schreckens (81,1); und Friede ist nicht das Machtgebot eines Starken (78,1) mit der Wirkung des Kirchhoffriedens.⁷⁾

Welches sind nach dem II. Vaticanum die Voraussetzungen des Friedens? 78,2 sagt, der „Friede kann auf Erden nicht erreicht werden ohne Sicherheit für das Wohl der Person und ohne daß die Menschen frei und vertrauensvoll die Reichtümer ihres Geistes und Herzens miteinander teilen. Der feste Wille, andere Menschen und Völker und ihre Würde zu achten, gepaart mit einsatzbereiter und tätiger Brüderlichkeit – das sind die Voraussetzungen, unerläßlich für den Aufbau des Friedens“.

Spricht das Konzil die Vaterlandsliebe an? Ja.

„Die Staatsbürger sollen eine hochherzige und treue Vaterlandsliebe pflegen, freilich ohne geistige Enge, vielmehr so, daß sie dabei das Wohl der ganzen Menschheitsfamilie im Auge behalten“ (75,4).

⁶⁾ Vergleiche auf katholischer Seite den Sammelband „Kann der atomare Verteidigungskrieg ein gerechter Krieg sein?“, Katholische Akademie in Bayern, 1960.

⁷⁾ Siehe Soldatenbrief Nr. 55 des Katholischen Militärseelsorgeramtes (KMBA) vom Februar 1963; ähnlich Militärdekan Msgr. Steger über „Die 10 Gebote des Friedens“ in „Mann in der Zeit“, Blatt 12 vom 1. 12. 1967.

Das ist ein sehr begrüßenswertes Gebot angesichts des gerade bei uns in Deutschland so bezweifelten Vaterlandsbegriffs, und gleichzeitig ist es die eindeutige Absage an einen Nationalismus. Und im gleichen Geist fallen die für unsere Betrachtung entscheidenden zwei Sätze in

79,6: „*Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei.*“

(Deutsche Konzilstexte, Heft 15,
Paulinus-Verlag Trier 1967)

Nicht nur der einzelne, auch der Staat findet sein Recht. Es heißt in

79,5: „*Solange die Gefahr von Krieg besteht und solange es noch keine zuständige internationale Autorität gibt, die mit entsprechenden Mitteln ausgestattet ist, kann man, wenn alle Möglichkeiten einer friedlichen Regelung erschöpft sind, einer Regierung das Recht auf sittlich erlaubte Verteidigung nicht absprechen. Die Regierenden und alle, die Verantwortung für den Staat tragen, sind verpflichtet, das Wohl der ihnen anvertrauten Völker zu schützen, und sie sollen diese Sache ernst nehmen.*“

Ernst zu nehmende Verantwortungspflicht ist hiernach auch dem Soldaten klar auferlegt, denn er gehört zu denen, die Verantwortung für den Staat tragen. Sein Verteidigungsrecht ist unter einleuchtenden Bedingungen legitimiert.

13. Das Konzil verschweigt nicht die zweifelhaften Tatbestände zwischen Krieg und Frieden; es warnt vor diesen Dubiosen:

80 : vor dem totalen Krieg und den wissenschaftlichen Waffen,

81 : vor Rüstungswettlauf und Abschreckung als Allheilmittel,

79,3: auch vor dem blinden Gehorsam und

79,5: vor beliebiger Waffenanwendung.

Absolute Grenzen setzt diese Pastoralkonstitution der Gewalt in den unbefragten Zonen des sittlich Unerlaubten, so da sind:

79,3: der Völkerrechtsbruch,

79,3: der Völkermord,

79,5: die Unterjochung anderer Völker.

Am kategorischsten verurteilt sie die rücksichtslose, atomare Flächenzielzerstörung und sagt hierzu in 80,3 und 80,4 wörtlich:

„*Jede Kriegshandlung, die auf die Vernichtung ganzer Städte oder weiter Gebiete und ihrer Bevölkerung unterschiedslos abstellt, ist ein Verbrechen gegen Gott und den Menschen, das fest und entschieden zu verwerfen ist.*“

Die Konzilsväter beschwören insbesondere

„*die Regierenden und die militärischen Befehlshaber, sich jederzeit der großen Verantwortung bewußt zu sein, die sie vor Gott und der ganzen Menschheit tragen.*“

14. Diesen Richtsätzen der Legitimität von Wehr und Waffendienst, ihren Dübosen und schließlich ihren Grenzen läßt die Konstitution aber auch das Gebot der *Toleranz* folgen:

- einmal in Form bedingter Anerkennung des Bekenntnisses zur *Gewaltlosigkeit*, aber ohne Verletzung der Rechte und Pflichten anderer oder der Gemeinschaft (78,5);
- sodann in der *Anerkennung der Wehrdienstverweigerung* (79,4) mit dem ausdrücklichen Satz
„... scheint es angebracht, daß Gesetze für die in humaner Weise Vorsorge treffen, die aus Gewissensgründen den Wehrdienst verweigern, vorausgesetzt, daß sie zu einer anderen Form des Dienstes an der menschlichen Gemeinschaft bereit sind“.

Unsere Rechtslage in der Bundesrepublik paßt genau auf diese Forderung, wobei man es begrüßen kann, daß ein Einsatz im Entwicklungsdienst praktisch bereits den Wehrdienst ersetzt.

Das Konzil tat im übrigen nach viel gehörter Auffassung gut daran, in diesen Zusammenhängen die alte Lehre des Thomas von Aquin und nachfolgender Zeiten über die Kriterien des *gerechten Krieges* nicht mehr neu aufzubereiten, da heute die Voraussetzungen anders sind. Es wird kaum mehr einen klassischen Krieg mit völkerrechtlich verbindlicher Erklärung und Eröffnung geben. Die Lenin'sche Lehre über gerechte und ungerechte Kriege und erst recht der revolutionäre Krieg in der Prägung von Mao Tse-tung und Giap können sich jeder Normung entziehen.⁹⁾ So sind diese Thesen heute ungenügend, um verbindliche moralische Erkenntnisse über die Erlaubtheit oder Unerlaubtheit einer Waffenanwendung zu liefern.

Fassen wir zusammen:

Wir vernehmen und begreifen den eindringlichen Ruf nach Frieden. Wir sehen, daß man ihn durch einen „Friedensdienst mit der Waffe“ und ebenso durch einen „Friedensdienst ohne Waffe“ – so Formulierungen des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend Anfang Dezember 1967 – erstreben kann. Wir vernehmen deutlich die Mahnung, sich dabei nicht zu verdammen, sondern zu ertragen. Wehrdienst ist als Friedensdienst von der Sicherheitsverpflichtung der frei gewählten verantwortlichen Staatsführung her begründet und berechtigt. Von den religiös-sittlichen Grundsätzen her, die die Kirchen verkünden, wird diese Begründung gerade im Hinblick auf Friedenssicherung anerkannt, wenn auch die Friedensziele naturgemäß positiv gesteckt sind. In der Stunde der Gefahr ist das Gewissen Trumpf, und zugleich steht es letztlich allein. Es steht zwischen dem Streben nach einem Ideal auf dieser noch so unvollkommenen Welt auf der einen und der Verantwortung gegenüber der realen Umwelt andererseits; das ist beim einfachen Bürger nicht anders als bei den nicht zu beneidenden führenden Staatsmännern und Soldaten.

⁹⁾ Siehe „Der revolutionäre Krieg“, Aufsatz von Axel Schützsock im Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt vom 10. 3. 1968.

Wir erstreben den Frieden, wir wollen ihn bewahren, wir wollen nicht leichtsinnig sein und ihn gefährden lassen. Es sollte keinen Zweifel geben, daß wir uns unserer Wertordnung nicht widerstandslos und gegebenenfalls nicht kampfflos berauben lassen. Deshalb erscheint uns Wehrdienst für die Sicherheit von Volk und Staat — ohne eigene Zweifel, aber in Toleranz zu anderen sittlichen Gewissensbegründungen — als ein Dienst, der „wahrhaft zur Festigung des Friedens“ (79,6) beiträgt.

In seiner Weihnachtsbotschaft vom 23. 12. 1967 sprach Papst Paul VI.⁹⁾ vom „Frieden in der eigenen Person, den jeder menschliche Geist in sich tragen sollte als Licht des eigenen Gewissens, als geordnete Herrschaft über die eigenen Fähigkeiten, als Synthese und Ausdruck der menschlichen Persönlichkeit in einer höheren Ordnung. Friede“, so schließt er, „bedeutet Ordnung“.

⁹⁾ „Den inneren Frieden suchen“, Artikel in der Münchener Katholischen Kirchenzeitung vom 7. 1. 1968.

Aktuelle Literatur und Presse zum Thema

- „Kann der atomare Verteidigungskrieg ein gerechter Krieg sein?“ Sammelband 10 der Studien und Berichte der Katholischen Akademie in Bayern, München 1960
- „Atomzeitalter — Krieg und Frieden“, Forschungen und Berichte der Ev. Studiengemeinschaft, Eckert-Verlag Witten/Berlin 1959
- Evangelisches Staatslexikon, herausgegeben von Bischof Kunst u. a., Kreuz-Verlag Stuttgart/Berlin 1966
- Grundgesetz — Soldatengesetz, Textausgabe mit Hinweisen, Carl-Heymanns-Verlag Köln/Berlin 1956 (mit Berichtigungen)
- Pastoralkonstitution Die Kirche in der Welt von heute, von den deutschen Bischöfen approbierte Übersetzung, Heft 15 der Konzilstexte in deutsch, Paulinus-Verlag, Trier 1967
- Bundesministerium der Verteidigung (Fü S I), Information für die Truppe, Heft 9/1967
- Dlo., Beihfte zu 5/1963, 6 und 12/1967, 1/1968
- Dlo., HDv 100/1 (Truppenführung), Abschnitt A Nr. 1—13
- Heeresoffizierschule III/Studien über Zeitfragen, Heft 12 „Kernwaffen und christliche Verantwortung“, August 1960
- Pax Christi/Information und Dokumentation, Folge 5—6/1966, Blätter 11a, 001—018
- „Kann ein Christ heute Soldat sein?“, von Oberstlt. Dr. Korn, im Königsteiner Offizierbrief Nr. 20 vom Dezember 1966
- „Die Förderung des Friedens und der Aufbau der Völkergemeinschaft im Licht des II. Vatikanischen Konzils“, Aufsatz von Professor P. Johannes Hirschmann SJ im Jahreskalender des KMBA für die Soldaten der Bundeswehr für 1967
- „Mit Konflikten führen“, Aufsätze im Offizierbrief Nr. 2 des Evangelischen Kirchenamtes für die Bundeswehr, Juli 1967
- „Friede und moderner Krieg“, Aufsatz von Dr. Franz Böckle in den „Akademischen Monatsblättern“ (Verbandsorgan des Kartellverbandes der Kath. dt. Studentenvereine), Heft 8/1967 (nachgedruckt im Königsteiner Offizierbrief Nr. 23)
- Julius Cardinal Döpfner, Predigt vor dem Internationalen Rat der Pax-Christi-Bewegung im Freiburger Münster am 26. 11. 1967
- „Die 10 Gebote des Friedens“ von Militärdekan Steger im „Mann in der Zeit“, Blatt 12 vom 1. 12. 1967
- Heft 55 der Briefe an den Soldaten, herausgegeben vom KMBA, Dezember 1967
- Papst Paul VI., Botschaft zur Feier eines Tages des Friedens, vom 8. 12. 1967
- „Arbeit am Frieden verstärken“, Artikel in der MKKZ vom 10. 12. 1967

- „Zu feige für den Krieg — zu feige für den Frieden?“, Artikel in der MKKZ vom 7. 1. 1968
- „Den inneren Frieden suchen“ (Weihnachtsbotschaft) Papst Pauls VI. vom 23. 12. 1967), Bericht der MKKZ vom 7. 1. 1968 (Auch Heft 26 Königsteiner Offizierbriefe „Friedensbotschaft Papst Paul VI.“)
- „Die bewaffnete Macht im Kolköl des Politikers“, von Dr. Hans-Adolf Jacobsen, Königsteiner Offizierbrief Nr. 26 vom März 1968
- „Der revolutionäre Krieg — es gibt heute keinen gerechten Feind mehr“, Aufsatz von Axel Schützack im Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt vom 10. 3. 1968
- „Angst und Sorge um Gerechtigkeit und Frieden“, Bericht der MKKZ vom 17. 3. 1968 über die Deutsche Bischofskonferenz
- „Einordnung statt Unterordnung — Friedensbewahrung statt Krieg“, mit dieser Überschrift von der FAZ am 25. 3. 1968 gebrachte Abschiedsrede des Genlt. Grafen Baudissin
- „Welche Chancen hat der Friede?“, Bericht der SZ vom 1. 4. 1968 über die Teisendorfer Tagung des Bayerischen Jugendrings
- „CAJ setzt sich für die Rechte der Wehrpflichtigen ein“, Notizen aus der Ordinariatskorrespondenz (OK) der Erzdiözese München-Freising Nr. 16 vom 25. 4. 1968
- „Friedenskämpfer ante portas?“, von Franz Olberg, in der Verbandszeitschrift „Die Bundeswehr“, Heft 5/1968
- „Deutschlands Sicherheit in den 70er Jahren“, von MdB Konrad Kraske in der „Wehrkunde“ Heft 5/1968
- „Das Heer in den 70er Jahren“, von Heeresinspektor Genlt. Josef Moll in „Soldat und Technik“ Heft 5/1968 (Untertitel: Die Sowjetunion und ihre Satelliten waren zu keiner Zeit stärker als heute)
- „Jugend will Frieden“ (Vom Weltkongreß der Weltbünde der Katholischen Jugend), aus der OK vom 2. 5. 1968 (Nr. 15)
- „Papst fordert Einstellung der Kernwaffenentwicklung“, Notiz aus der MKKZ vom 12. 5. 1968
- „Arbeitskreis Friedensdienste wird aktiviert“, Notiz aus der OK Nr. 21 vom 16. 5. 1968
- „Frieden ist möglich“, Notiz von der Maiandacht der Kolpingssöhne (13. 5.) am Gasteig (München), Notiz aus der OK Nr. 21 vom 16. 5. 1968

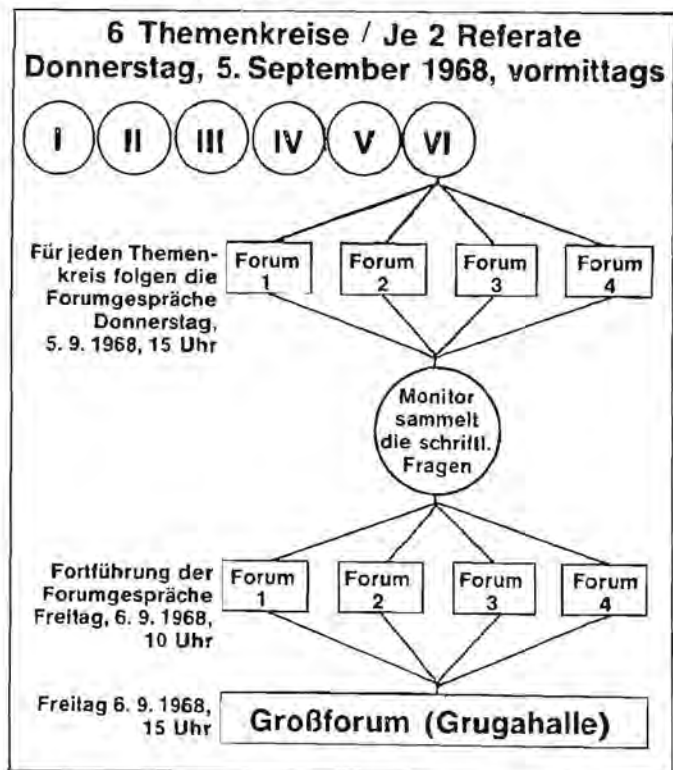
82. Deutscher Katholikentag

Der 82. Deutsche Katholikentag wird eine Fülle von Möglichkeiten bieten zuzuhören, aber auch mitzureden. Das Leitwort „mitten in dieser Welt“ umreißt in prägnanter Kürze die Fülle der Probleme, die den Christen bei der Begegnung mit der Welt von heute beschäftigen. In der Folge ist eine Übersicht über die Themenkreise abgedruckt und ein Vorentwurf zur Thematik Katholischer Offizierarbeit in diesem Rahmen. Diese ausführliche Darstellung soll dem Leser in der Vereinzelung Anhalt und Rüstzeug für seine Arbeit oder für die Thematik der kleinen Gruppe sein. Wir hoffen später im ausführlichen Bericht über den „Deutschen Katholikentag an der Ruhr“ Lösungsmöglichkeiten und Sicherheiten für den engagierten Christen bringen zu können.

Allen aber, die teilnehmen möchten sei dringend geraten, sich umgehend mit dem zuständigen Militärpfarrer in Verbindung zu setzen, vielleicht besteht noch eine Teilnahmemöglichkeit.

Deutscher Katholikentag an der Ruhr

Essen, 4.—8. September 1968



6 THEMENKREISE

I. „Diese Welt und Gottes Wort“

1. Referat „Die Welt im Wort der Bibel“ · Dr. Otto Knoch, Stuttgart
2. Referat „Ja zur weltlichen Welt“ · Dr. Norbert Greinmacher, Münster

II. „Ehe und Familie“

1. Referat „Ehe auf dem Prüfstand“ · Prof. Dr. Georg Scherer, Oberhausen
2. Referat „Familie in der Zerreißprobe“ · Dr. Gusti Gebhardt, Frankfurt

III. „Kultur“

1. Referat „Katholiken in der Kulturgesellschaft“ · Kultusminister Dr. Bernd Vogel, Mainz
2. Referat „Kulturpolitik — Stärke oder Schwäche der Katholiken?“
Dr. Hanna-Renate Laurien, Köln

IV. „Wirtschaft und Gesellschaft“

1. Referat „Arbeit gestaltet die Welt“ · Prof. Dr. Johannes Schasching SJ,
Rom
2. Referat „Fortschritt durch Sozialisation?“ · Prof. Dr. Wilfrid Schrelber
Köln

V. „Unser Staat“

1. Referat „Die Demokratie fordert uns“ · Prof. Dr. Hans Buchheim, Mainz
2. Referat „Kirche — Staat — Gesellschaft“ · Prof. Dr. Paul Mikat, Düsseldorf

VI. „Friede und Völkergemeinschaft“

1. Referat „Aktiv für den Frieden“ · Peter Menke-Glückert, Paris
2. Referat „Europa — Illusion oder Aufgabe?“ · Pierre Grégoire, Außen-
minister v. Luxemburg

FORUMGESPRÄCHE

I. Themenkreis

1. Ist das Neue Testament weltfeindlich?
2. Kommt das Reich Gottes durch Evolution?
3. Biblische Modelle des Weltverhaltens
4. Naturwissenschaft und Glaube
5. Die evangelischen Räte — Provokation der Welt?

II. Themenkreis

1. Ehe = 2 x 1 — sonst nichts?
2. Die Familie zwischen Beruf und Freizeit
3. Herausforderung Mischehe
4. Ratlose Eltern — rebellische Jugend

III. Themenkreis

1. Wer macht unsere Meinung?
2. Schulfrage und kein Ende
3. Aufstieg durch Bildung
4. Kann Glaube sich noch künstlerisch ausdrücken?

IV. Themenkreis

1. Der Mensch im Betrieb: Mitverantwortung — Mitbestimmung
2. Existenzgefährdung durch Strukturwandel
3. Gleiche Pflichten — gleiche Rechte. Die Frau in unserer Gesellschaft
4. Der Mensch im Alter — auf dem Abstellgleis?
5. Katholiken in der Gewerkschaft
6. Stiefkind Familienpolitik

V. Themenkreis

1. Unsere Demokratie in der Bewährung
2. Verfassungspolitik in Bewegung
3. Kirche und Staat — strittige Fragen
4. Der katholische Christ in der pluralen Gesellschaft

VI. Themenkreis

1. Friede im Atomzeitalter
2. Wege nach Europa
3. Entwicklung, ein neuer Name für Frieden
4. Mission — Heildienst an den Völkern

Die Ergebnisse der Forumsgespräche werden am Freitag, 6. September, nachmittags, in einem Großforum zusammengetragen. Die Leitung dieser Veranstaltung liegt bei Dr. Hans Heigert, München.

Zum 82. Deutschen Katholikentag in Essen 1968 werden nicht nur Reden gehalten. Jedes der 6 großen Themen wird in einem eigenen „Forum“ gründlich behandelt. In 27 Gesprächskreisen werden die Podiumsteilnehmer ihre Meinung dazu sagen. Alle Zuhörer können durch einen sogenannten Monitor, einen Sprecher, ihre Fragen und Meinungen zur Sache schriftlich beitragen. Der Monitor sammelt die Beiträge der Teilnehmer und den Ertrag der Diskussionen, die am folgenden Vormittag dann Grundlage der weiteren Gespräche sein werden. Im „Großforum“ am Freitagnachmittag werden die Ergebnisse der Gespräche zusammengetragen. Der 82. Deutsche Katholikentag wird so zur Begegnung in offenen Gesprächen führen.

Dr. Helmut Korn

Überlegungen zur Thematik katholischer Offizierarbeit

I.

1. Der Katholikentag 1968 in Essen steht unter dem Leitthema „mitten in dieser Welt“.
2. Das Adsum des Christen in der Welt von heute fordert von ihm — Realismus im Geiste der Hoffnung;
 - Souveräne Befähigung zu Anpassung und Widerstand;
 - Verantwortungsbereitschaft in Wort und Tat;
 - Zeugnis der Nächstenliebe aus der Kraft des Glaubens.

3. Für den Christen von heute ist und bleibt der Auftrag bindend, mitzuwirken am Kommen des Reiches Gottes und sich einzusetzen für das Heil der Menschen.

Das schließt ein:

- Mitarbeit am Schöpfungswerk Gottes durch beispielhafte Beteiligung an schöpferischen Anstrengungen der Gegenwart, sich die Erde durch Wissenschaft, Technik und anderweitige Leistungen aller Art fortschreitend untertan zu machen;
- Mitarbeit im Dienste einer friedlichen, gedeihlichen Entwicklung in der Völkergemeinschaft;
- Mitarbeit am Heilsauftrag der Kirche.

4. Mitten in einer unruhigen, von Spannungen und Nöten heimgesuchten Welt braucht der Christ die Gelassenheit und Zuversicht einer Haltung, die aus dem Glauben und aus der Lebensfülle christlicher Existenz resultiert.

Das begründet und bestärkt das Bewußtsein der eigenen, persönlichen Mitte.

Alle Kräfte des Menschen – Verstand, Wille und Herz, Leib und Seele – sind dabei angesprochen.

5. Haltung und Verhalten des verantwortungsbewußten, engagierten Christen setzen Mindestforderungen persönlicher Eignung und Einstellung voraus, nämlich
 - Hinreichendes, auf stete Weiterbildung ausgerichtetes religiöses Grundwissen und Mündigkeit in der Verwirklichung christlicher Grundsätze;
 - Verantwortung gegenüber Familie, Gesellschaft, übergeordneten Gemeinschaften und deren politischen Verpflichtungen;
 - Berufliche Tüchtigkeit, die orientiert ist an der Bereitschaft, anderen zu dienen;
 - Stetes Bemühen, Zeitprobleme zu erkennen, zu beurteilen und daraus Folgerungen für das eigene Handeln zu ziehen

II.

Für die Thematik katholischer Offizierarbeit ergeben sich daraus folgende Anregungen:

1. Vertiefung des religiösen Grundwissens.

Themenkreise:

- a) „... was Gott offenbart hat und die heilige Kirche uns zu glauben lehrt.“
 - Bibel und moderne Naturwissenschaft;
 - Bibelwissenschaft heute;
 - Bibel und katholische Überlieferung;
 - Unser Glaubensbekenntnis und die Dogmen;
 - Theologie und Glaube in der Verkündigung von heute;
 - Lehrautorität von Papst, Konzil und Bischöfen;

- b) „Die eine heilige, katholische und apostolische Kirche“
 - Freiheit des Gewissens, Gehorsam und geordnete Einheit der Kirche in nachkonziliarer Zeit;
 - Hierarchie oder Demokratisierung in der Kirche?
 - Priestertum heute: Wohin geht der Weg?
 - Möglichkeiten und Grenzen der Laienarbeit;
 - Der Missionsauftrag der Kirche im Zeichen der Entwicklungspolitik;
 - Die Zusammenarbeit mit anderen kirchlichen Gemeinschaften und das Problem der *communicatio in sacris*;
 - Andere Konfessionen und Religionsgemeinschaften (Darstellung ihres Wesens und ihrer Aufgaben)
 - Die Kirche in der Auseinandersetzung mit dem zunehmenden Individualismus einer säkularisierten Umwelt.
- c) „Frömmigkeit im Leben des modernen Menschen“
 - Vom Geist und Sakrament der Buße;
 - Wesen und Wertung eucharistischer Frömmigkeit;
 - Von den Sakramenten der Mündigkeit und der Vollendung des Lebens (Firmung und Krankensalbung);
 - Personale Liebe im Licht des Sakramentalen;
 - Von der Notwendigkeit und Fähigkeit zu meditieren, zu beten und Askese zu üben;
 - Probleme der religiösen Erziehung der Kinder;
 - Volksfrömmigkeit – noch zeitgemäß? (Wert der Prozessionen, Wallfahrten, Andachten, der hl. Zeichen, Symbole etc.);
 - Des Lebens Vollendung im Tod und die Auferstehung des Fleisches;
 - Liturgie – rationale Übung, Happening oder heiliges Spiel?

2. Probleme der Lebensgestaltung im privaten Milieu und in der Öffentlichkeit

Themenkreise:

- a) Verantwortung gegenüber der Familie
 - Familienleben am Feierabend und am Wochenende;
 - Die Kunst, Feste zu feiern;
 - Gastlichkeit und Geselligkeit als Aufgabe;
 - Ferien für Leib und Seele = mehr als Urlaub;
 - Nachbarschaft, ein Übel oder Segen?
 - Getrennt von der Familie ...
- b) Verantwortung gegenüber der Gesellschaft
 - Persönliche Freiheit, Sozialprestige und die Nächstenliebe der Fremddachtung;
 - Vom guten Ton und bösen Geschwätz;
 - Vom Umgang mit den Massenmedien;
 - Vereinsleben, groß oder klein geschrieben?
- c) Verantwortung gegenüber übergeordneten Gemeinschaften
 - Politisch denken und handeln, ein Gebot der Stunde;
 - Christliche Politik oder Politik nach christlichen Grundsätzen?
 - Was geht uns die Wirtschaft an?

- Kulturpolitik – ein brennendes Problem;
- Die Schulfrage – weltanschaulich oder pragmatisch zu lösen?
- Kommunalpolitik – Feld der Bewährung;
- Umworben von Parteien und Interessengruppen;
- Glanz und Elend der öffentlichen Meinung;
- Rechtsstaatlichkeit – auf die Probe gestellt;
- Demokratie in der Bewährung (Krisen, Notstand);
- Außenpolitik als Aufgabe;
- Warum Entwicklungspolitik?

3. Unser Beruf – Unsere Berufung

Themenkreise:

- a) Vom Ethos des Soldaten in unserer Zeit
 - Was bedeutet „Verteidigung“
 - Die Lehre vom bellum iustum und ihre Weiterentwicklung im Hinblick auf Verteidigungsanstrengungen im Sinne der Notwehr und Nothilfe;
 - Dem Frieden dienen – Sinn und Abgrenzung des militärischen Auftrages;
 - Formen, Methoden und Ziele des Pazitismus und Militarismus;
 - Psychologischer Krieg aus christlicher Sicht.
 - b) Unter dem Primat der Politik
 - Treues Dienen – die Bewährung in Zeiten politischer Krisen;
 - Das Risiko des Einsatzes zur Verteidigung von Freiheit und Recht (vgl. Vietnam);
 - Die Armee und die außerparlamentarische Opposition (Studentenunruhen);
 - Rechtsradikalismus – Staat im Staate (NPD);
 - Wehrgerechtigkeit tut not.
 - c) Die Aufgabe, Menschen zu führen
 - Moral der Truppe – eine Vertrauensfrage;
 - Mit dem Herzen dabei – das Geheimnis erfolgreicher Führung;
 - Der Erziehungsauftrag im Korsett rechtspositivistischer Vorschriften;
 - Die Kunst, nach Dienst Menschen zu führen;
 - Vom Geist der Freiheit und Zivilcourage im Offizierkorps.
4. Zeitprobleme, die uns bedrängen
- Der manipulierte Mensch – Wohin führt die medizinische Wissenschaft und die Technik;
 - Der alternde Mensch in unserer Zeit;
 - Weltbevölkerung und Welternährung – Probleme von morgen;
 - Rassenkonflikte heute;
 - Maoismus auf dem Vormarsch.

Spiegel des Kirchlichen Lebens

Ergebnisse einer sozialpsychologischen Priesterbefragung in NRW

„Gegenwärtige Probleme und soziale Position der katholischen Weltgeistlichen“ ist der Titel einer sozialpsychologischen Untersuchung für die Diözesen Aachen, Münster, Essen, Paderborn, die im Auftrag dieser Diözesen über eine Unternehmensberatung in Nordrhein-Westfalen erarbeitet wurde.

Die Untersuchung über den katholischen Weltgeistlichen gliedert sich, nachdem die Aufgabenstellung und Methodik der Untersuchung erklärt ist, in folgende Abschnitte:

- Die gegenwärtige Situation des Priesterstandes
- Labilisierungs- und Liberalisierungstendenzen
- Spezifische Einstellung der (älteren) Gemeindepfarrer
- Der Weltgeistliche in Schule und Unterricht
- Konvikt und Seminar im Meinungsbild
- Fragen des Priesternachwuchses

Die Untersuchung will zeigen, wie sich die Aufgabe und Position des Weltgeistlichen von ihm selbst her darstellen, innerhalb welcher bedeutsamen Dimensionen er sich sein Arbeitsfeld ordnet und wie sich die soziale Mitwelt, der Laie, die Konfratres, die organisierte Kirche in seiner Erlebniswelt spiegeln. Die Untersuchung sollte die Diskussion um das Priesterbild von der theologischen Selbstreflexion weg auf eine empirische Basis stellen. Hier einige Details aus der Untersuchung: Die Mehrzahl der Befragten stand unter starkem Äußerungsdruck. Grund: Einmal ist die Schneise des Verständnisses zwischen Priester und Gemeinde oft recht eng, andererseits läßt der Meinungs Austausch mit den Konfratres und mit der kirchlichen Obrigkeit zu wünschen übrig. Vom Standpunkt der Kommunikationsforschung stellt sich der Priesterberuf als ein sozial isolierter dar. Dies ist auch ein Hauptgrund für die Nachwuchsschwierigkeiten. „Die Tatsache, daß die Gutachter den Generalvikaren der NRW-Diözesen berichteten, wurde da und dort als Gelegenheit aufgegriffen, an einer Änderung gegenwärtiger innerkirchlicher Verhältnisse mitzuwirken“, heißt es in der Untersuchung. Es stellte sich heraus, daß das „Betriebsklima“ in den einzelnen Diözesen sehr unterschiedlich ist und manche kirchliche Behörden ausgesprochen verärgert reagieren, wenn sie mit denen in anderen Diözesen verglichen werden.

Alle Gesprächspartner, ohne Rücksicht auf ihre sonstigen Einstellungs-differenzen, waren sich darin einig, daß die priesterliche Existenz unter der bekannten Rollenschwäche leidet. Der Priester ist nur, was er aus sich macht, und fühlt sich ständig überfordert. Die gegenwärtige soziale Situation des Weltgeistlichen wird als unbefriedigend erlebt. Beklagt wird das Fehlen einer eigenen Spiritualität und Theologie für den Weltgeistlichen,

die nicht mehr von der Ordensspiritualität abgeleitet werden kann. Beklagt wird ferner, daß sich „von oben“ niemand um den einzelnen Priester kümmert, und zwar in dem Sinne, daß seine Ideen und Vorschläge von der kirchlichen Behörde anerkannt und als sinnvolle Mitarbeit aufgegriffen werden. Beklagt wird schließlich das Übermaß an Verwaltungsarbeit, die möglichst bald an Laien übertragen werden soll. Trotzdem flüchten sich die Priester gelegentlich gerade in ihre Arbeit. Ihrer Gemeinde gegenüber sehen die meisten Priester eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin, Forum für Ideen, Vermittlungen und Meinungen zu sein. Nur ein Pfarrer erklärte, er halte es für seine erste und wichtigste Aufgabe, einen würdigen Gottesdienst vorzubereiten und zu halten.

Die Untersuchung ergab ferner, daß bei dem sogenannten niederen Klerus, den jüngeren Kaplänen (namentlich wenn sie intelligent und tatkräftig sind) und im städtischen Klerus mit dem Vorliegen liberalisierender und labilisierender Tendenzen fest gerechnet werden muß. Das heißt: Im Konfliktfall verhalten sich diese Priester nicht amtskirchentreu, sondern kundentreu (im Sinne ihrer Gläubigen). Dieser Trend werde eher noch zunehmen als abflauen. Die Chancen für autoritäre Führungsstile würden sich dementsprechend verschlechtern; die für ein Verhältnis der Kooperation Gleichmündiger bessern. Die Kritik der Priester am eigenen Beruf kristallisiert sich am Zölibat und am Ausbildungsweg. Während die Unzufriedenheit am Ausbildungsweg universal ist, erscheint die Frage des Zölibats vielschichtiger. Die Äußerungen sind unterschiedlich. Die Mehrzahl der Befragten würde am Zölibat auch dann festhalten, wenn die Verpflichtung zu ihm aufgehoben, gelockert, in die freie Entscheidung des einzelnen übernommen werden könnte. Jüngere Priester äußerten, das ehelose Leben trage für den Priester die Gefahr der Verkümmern mit sich. Andere erklärten mit Entschiedenheit, sie würden sofort heiraten, wenn sie dies könnten, ohne ihre priesterlichen Aufgaben zu verlieren. Wieder andere erklärten sich mit Ehelosigkeit der Priester noch einverstanden, wissen aber nicht, ob sie künftig an dieser Entscheidung festzuhalten noch in der Lage sind. Hingewiesen wurde auch auf das Schicksal des alternden Pfarrers, der bis ans Ende seiner Tage auf eine Haushälterin angewiesen ist, die mit ihm altert: Die Gemeinsamkeit von Priester und Haushälterin gewinnt dann die erschreckenden Züge der Neurose zu zweit.

In ihrer zusammenfassenden Schlußbetrachtung kommt die sozialpsychologische Priesterstudie zu folgenden Erkenntnissen: In drei wesentlichen For-derungsbereichen

- Wandel des Standesbewußtseins der Priester und dem Bedürfnis nach Rollen-Erneuerung
- Demokratisierung der verwalteten Kirche und der Institutionalisierung moderner Kommunikationsformen
- Übergang zur arbeitsteiligen Seelsorge, zum Team-work, zur vita communis

zeigt sich der Reflex von mächtigen sozialen und politischen Entwicklungen, die das Bild der Gesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten einschneidend verändert haben. Der Begriff „Personalrat“ taucht auf und wird als Institutionalisierung eines Mitspracherechts verstanden; die Amtsautorität schwindet oder wird aufgegeben, die Autorität des Fachmannes tritt an

ihre Stelle. Gerade der jüngere Klerus besteht auf seiner Mündigkeit; in diesem Zusammenhang stießen die Gutachter darauf, daß es überall Ansätze zu einem fast rebellischen Klerus gibt.

Es wurde deutlich, daß die Geschichte politischer Auseinandersetzungen bis hinein in die Gestaltung des modernen Arbeitsrechts (Versetzungspraxis) und der anti-autoritären Spielformen von Demokratie ihre Spuren im Bewußtsein gerade der Generation hinterlassen hat, die in den Jahren nach 1945 mit dem Studium der Theologie begann. Andere Tendenzen der industriellen Gesellschaft werden spürbar. Der Lastcharakter des Berufs nimmt zu. Damit, so stellt die Untersuchung fest, gewinnt ein Begriff für die Existenz des Priesters Bedeutung, der ursprünglich aus der philosophischen Analyse des Industriearbeiters stammt: der der Entfremdung. Gerade der jüngere Klerus sucht und fordert neue Formen des Gemeinschaftslebens. Labilisierende und reformatorische Tendenzen bleiben nicht auf den jüngeren (progressiven) Klerus beschränkt, überwiegen aber dort. Diskutiert wird besonders der Zölibat, jedoch die Stelle, an der sich die Unvereinbarkeit der verschiedenen Grundeinstellungen im Klerus am deutlichsten zeigt, ist die Erörterung der Konvikts- und Seminarerziehung. Hier verstehen jüngere Geistliche und ältere Pfarrer einander nicht mehr. Die Forderung der jüngeren Priester an sich selbst, gegenüber der Gemeinde ein Forum zu sein, stellen die jüngeren Priester auch an die kirchliche Obrigkeit, von der sie Vergleichbares erwarten. Sie fordern von der Obrigkeit ernst genommen zu werden, und Befragungsergebnisse — wie z. B. die vorliegende Untersuchung — als Ausgangspunkt künftiger kirchlicher Strategie zu nehmen. Die „Forumskirche“ ist zwar nicht die Vorstellung aller Priester, wohl aber derjenigen, die sich kundentreu, also im Sinne ihrer Gläubigen verhalten. Die Idee von der Kirche als einem Forum existiert heute in einem Großteil der Priester, wie die Untersuchung ergab. (KNA — 1714)

Informationen töten Gerüchte: Im Bistum Hildesheim haben in der Zeit von 1959 bis 1967 nur 12 Priester, die dem Bistum Hildesheim angehörten, ihren Dienst verlassen. Die jährliche Abgangsquote beträgt damit etwa 0,2 %. Allen ehemaligen Priestern wurde entsprechend den kirchlichen Möglichkeiten bei der Berufsfindung und Familiengründung geholfen. Nur einer der betreffenden Priester lehnte weitere Kontakte ab. Mit päpstlicher Dispens wurden 6 Eheschließungen kirchlich geordnet. (KNA — 1167)

Papst Paul VI. hat den Katholiken der Erzdiözese Rom erlaubt, vom 1. Juni an ihre Sonntagspflicht bereits am Samstagabend oder -abend zu erfüllen. (KNA — 1188)

Andachtsbilder

In der Diözese Osnabrück werden künftig keine Andachtsbilder mehr gedruckt, auf denen demjenigen, der ein bestimmtes Gebet spricht, ein auf eine feste Anzahl von Tagen oder Jahren bemessener Ablass zugesichert wird. Aufgrund der Neuregelung des Ablasswesens bei unvollkommenen Ablassen entfällt künftig dieser Hinweis, der bei zahlreichen Christen beider Konfessionen und beim Konzil Anstoß erregt hatte. Die Druckereien, in denen Andachtsbilder, Sterbebilder und Osterzettel hergestellt werden, werden über die Neuregelung informiert. (KNA — 1295)

„Walberberg nicht tot“

Mit dem Resultat von Studien will das Walberberger Institut der Dominikaner demnächst an die Öffentlichkeit treten. Dies teilte Prof. Arthur Fridolin Utz, Direktor des Walberberger Instituts, den „Gesellschaftspolitischen Kommentaren“ mit. Utz: „Ich führe sämtliche wissenschaftlichen Projekte, wobei mir natürlich die Mitarbeit des Geschäftsführenden Vorsitzenden Dr. Streithofen besonders wertvoll ist. Es könnte den Eindruck erwecken, als ob wir in Walberberg momentan schliefen oder sogar tot wären. Doch wird, so hoffe ich, das Resultat unserer augenblicklichen Studien demnächst an die Öffentlichkeit kommen.“ — Prof. Utz hat sich seit 1954, seit seinen Vorbereitungen für den internationalen Mittelstandskongreß in Madrid (1956) besonders der deutschen Mittelstandsbewegung angenommen. Zu erwähnen ist die intensive Zusammenarbeit mit dem einstigen Wirtschaftsminister, jetzt Bundesschatzminister Schmücker. (KNA — 962)

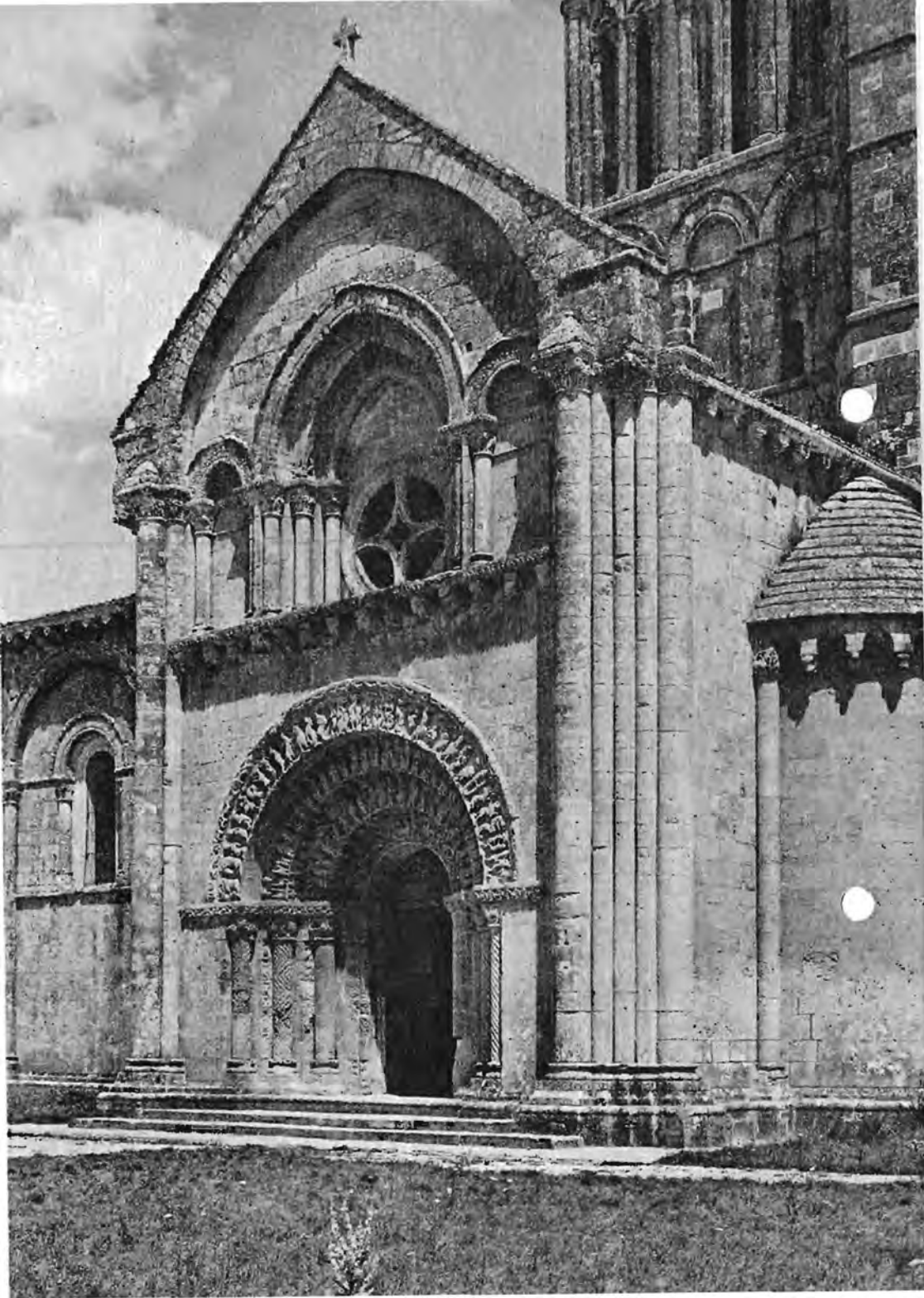
Die Abschaffung aller kirchlichen Ehrentitel und Auszeichnungen für Priester war einer der Tagesordnungspunkte bei der ersten Arbeitstagung des Priesterrates der Diözese Passau am 26. April. Die in der Diskussion vorgebrachten Argumente sollen in einem Memorandum zusammengefaßt werden, das dem gesamten Klerus der Diözese zur Abstimmung vorgelegt wird (KNA — 996)

Das Experiment von Hildesheim

Das Experiment der Hildesheimer Diözesansynode — die erste nach dem Konzil unter Beteiligung von Laien in Deutschland durchgeführt — brachte die Klärung der wichtigen Frage, welche Bedeutung den Beschlüssen solcher Synoden zuzumessen sein werden. Es wurde in Hildesheim deutlich, daß die Synode in den ihr wesentlich erscheinenden Fragen auch dann ihre Willenskundgebung in feierlicher Weise als Votum abgeben will, wenn es sich um Fälle handle, bei denen den Diözesanbischöfen durch römische Vorschriften oder Beschlüsse der Bischofskonferenz noch Grenzen gesetzt sind. Bischof Heinrich Maria Janssen von Hildesheim, der alleiniger Gesetzgeber der Synode ist, erklärte, er werde solche über seine Kompetenzen hinausreichenden Synodalbeschlüsse weiterleiten. Es ging in der Sache hierbei um die von der Synode geforderte generelle Erlaubnis für Samstagabend-Gottesdienste.

Gegen den Widerstand einer kleinen traditionell gesinnten Minderheit unter den geistlichen Synodalen hatte Bischof Janssen die Mitwirkung von Laienvertretern bei der Dechantenwahl durchgesetzt. Nach dem mit 185 gegen 13 Stimmen gefaßten Beschluß der Synode, an der mit Genehmigung Roms und der Deutschen Bischofskonferenz erstmals 75 gewählte Laien mit voller Stimmberechtigung unter den insgesamt 224 Synodalen teilgenommen hatten, werden in dem 700 000 Katholiken zählenden Bistum Hildesheim künftig die Dechanten „von den Priestern eines Dekanates unter Mitwirkung von Laienvertretern gewählt“. Bei der Auseinandersetzung über die Laienmitwirkung standen sich Vizeoffizial Dr. Gerhard von Hülsen und Bischof Janssen in offenem Gegensatz gegenüber. Hülsen befürchtete „den ersten Griff“ der Laien nach „etwas, was die Jurisdiktion betrifft“. Janssen: Es gibt nach dem Konzil bereits heute Regelungen, die an dem noch nicht





überarbeiteten Kirchenrecht vorbeigehen. Die bischöfliche Jurisdiktion ist von der Laienmitwirkung nicht betroffen, da nach wie vor der Diözesanbischof durch Ernennung die Dechanten in ihr Amt beruft.

Eine Vorausschau auf die Gestalt der katholischen Gemeinde in 25 Jahren hatte Dr. Johannes Bergsma verlangt. Der Dozent am Priesterseminar und geistliche Assistent der Diözesanakademie in Goslar hält es für möglich, daß die Stadtgemeinde der näheren Zukunft von acht bis zehn Priestern geleitet wird, unter denen zölibatäre und verheiratete sind, die teilweise hauptamtlich, in der Mehrzahl aber ehrenamtlich ihren liturgischen und pastoralen Dienst versehen. Auf dieses Leitbild, meinte Dr. Bergsma, solle man mit langsamen und behutsamen Schritten zugehen.

Mit 194 von 208 abgegebenen Stimmen bekräftigte die Diözesansynode die Überzeugung, „daß die Entscheidungen, die eine verantwortete Elternschaft erfordern, dem aus dem Glauben geformten Gewissen der Ehegatten unterliegen“. Ähnlich wie das Konzil beabsichtige die Synode nicht, beim jetzigen Stand der Doktrin des Lehramtes konkrete Lösungsvorschläge zur Frage der Geburtenregelung vorzulegen. Nach Angaben von Bergsma war sich die Synode darin einig, wegen der Bestätigung einer „moraltheologischen Binsenwahrheit“ nicht den Heiligen Vater anzurufen. Unbestritten sei, daß der Papst Entscheidungen fällen könne, an denen katholische Eheleute ihr Gewissen orientieren. Zweifellos aber bringe das Votum der Synode, über das geheim abgestimmt wurde, eine Entlastung für solche Ehepaare, die in der Frage der Geburtenregelung noch in Unsicherheit lebten. — Vorher hatte eine klärende Diskussion stattgefunden. „Wir nähern uns der grundsätzlichen Frage, was eine Synode kann und was sie nicht kann. Die Synode kann nicht über den Papst hinweggehen.“ Mit diesen Worten hatte sich Generalvikar Adalbert Sendker zu den Fragen der verantworteten Elternschaft an die Synodalen gewandt. In einer „Ermahnung der diözesanen Autorität“ hatte der Generalvikar unmißverständlich festgestellt, dem kirchlichen Lehramt dürfe nicht das Recht abgesprochen werden, zur Gewissensformung der katholischen Christen beizutragen. Der Papst habe eine Erklärung zur Frage der Geburtenregelung angekündigt. Sendker: „Das haben wir zur Kenntnis zu nehmen.“ Die deutschen Bischöfe hätten sich nicht entschließen können, den Standpunkt, wie ihn etwa Weihbischof Reuß von Mainz vertrete, anzunehmen. Es handle sich hierbei um die Meinung eines Theologen. (KNA — 1146)

Jugend wählt mit

Bischof Wittler von Osnabrück und der Laienrat des Bistums haben positiv auf das Drängen der Jugend nach mehr Mitverantwortung geantwortet. Alle über 16 Jahre alten Jugendlichen in den katholischen Gemeinden, die in den Ländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Bremen und Hamburg zur Diözese Osnabrück gehören, werden künftig bei den Wahlen zu den Pfarrgemeinderäten das aktive Wahlrecht haben. Diese Wahlen, bei denen zwei Drittel der Mitglieder der erstmals zu bildenden Pfarrgemeinderäte bestimmt werden, müssen bis spätestens zum 1. März 1969 stattgefunden haben. Das passive Wahlrecht beginnt nach der Osnabrücker Regelung mit dem vollendeten 18. Lebensjahr. (KNA — 1258)

Thesen und Konten

Der Umsatz aller Sekten in der Bundesrepublik übersteigt 1000 Mill. DM; zusammen mit den allerkleinsten Gruppen sind etwa 300 verschiedene Sekten zu zählen, in denen sich 1,5 Mill. Deutsche sammeln. Zu den größten unter ihnen zählen die Neu-Apostolischen, die Zeugen Jehovas, Pfingstler, Heilungsgemeinden, Adventisten, Mormonen, Christengemeindler, Baptisten, Christliche Wissenschaftler, Gralsbewegung, Quäker und Heilsarmee. Bei allen Sekten spielt die Zahlkarte eine große Rolle, da sie sich meist nur aus den Spenden der Gutgläubigen finanzieren. Die Sektierer gehen bei ihren Werbemethoden mit der Zeit: Immer mehr Privat-Evangelisten bedienen sich des Radios. Sie mieten Sendezeiten beim Werbe-Funk und verbreiten ihre Thesen und Konten.

Obwohl die Zeugen Jehovas spürbare finanzielle Opfer verlangen, dürften die Anforderungen bei den Neu-Apostolischen bedeutend größer sein, da sie generell 10 % des Brutto-Einkommens von jedem Gemeinde-Mitglied verlangen: Mit ihrer halben Million Mitglieder sind sie die größte deutsche Sekte, obwohl sie kaum Werbung betreiben.

Die Zeugen Jehovas verfügen über ca. 100 000 „Verkündiger“ in Deutschland. Jeder leistet freiwillig 10 bis 30 „Felddienststunden“ pro Woche. In wöchentlichen „Felddienstberichten“ legen sie anhand von Gebietskarten Rechenschaft darüber ab, wieviel Haushalte wie oft besucht wurden. Die Ausbildung erhält der „Verkündiger“ in den zahlreichen „Predigtdienstschulen“, in denen u. a. die Fächer „Anwendung der Schrifttexte“ und „Begeisterung“ gelehrt und nach entsprechenden Prüfungen zensiert werden. Auch der Hausbesuch wird bis in Einzelheiten hinein geübt. Die weltweite Organisation mit der Zentrale in Brooklyn betreibt die größte Werbung. (KNA – 344)

Das Zerrbild vom Deutschen Orden

Der „Deutsche Orden“ wendet sich mit Nachdruck in einer Verteidigungsschrift „Kontra-Punkte“ gegen Geschichtsfälschungen. Im Zusammenhang mit dem Briefwechsel des polnischen und deutschen Episkopats war dieser Orden Ziel heftiger polemischer Angriffe. Die Broschüre, die im Auftrage des Generalrates des Deutschen Ordens von P. Klemens Wieser OT unter Mitarbeit verschiedener Autoren herausgegeben worden ist, setzt sich mit dem polnischen Geschichtsbild auseinander.

Dieses Geschichtsbild des Deutschen Ordens wird in der Verteidigungsschrift des Ordens zurückgewiesen. Dabei wird ein Hans Kühner-Wolfskehl einer scharfen Kritik unterzogen. Kühner habe bereits 1964 ein 100seitiges Bändchen „Tabus der Kirchengeschichte“ herausgegeben, in dem er behauptet habe, erst die Kreuzzüge hätten die Welt des Islam zum Angriff auf Europa herausgefordert. – In drei Rundfunkvorträgen habe Kühner diesen Ansatz auch auf die deutschen Ordensritter übertragen. Dabei habe er übersehen, daß die mittelalterliche Kirche den Heidenkampf nur dann forderte, wenn ein Angriff auf Christen vorausgegangen war. Nach Thomas von Aquin gehörten zu einem gerechten Krieg drei Dinge: die gottgewollte Autorität, der gerechte Grund und das gerechte Ziel. Die Autorität

waren im Falle des Deutschen Ordens der Papst und der Kaiser, der gerechte Grund lag in den Angriffen der Heiden auf Christen und der dem öffentlichen Wohl dienenden Rückgewinnung des an die Heiden verlorenen Christenlandes, das Ziel war der Schutz der Christen. — Weiter heißt es: Erst im Laufe der Jahrhunderte habe sich das theologische Denken zum heutigen Stand entwickelt. Kühner habe unfachmännisch verabsäumt, die historische Methode bei der Beurteilung anzuwenden. (KNA — 1259)

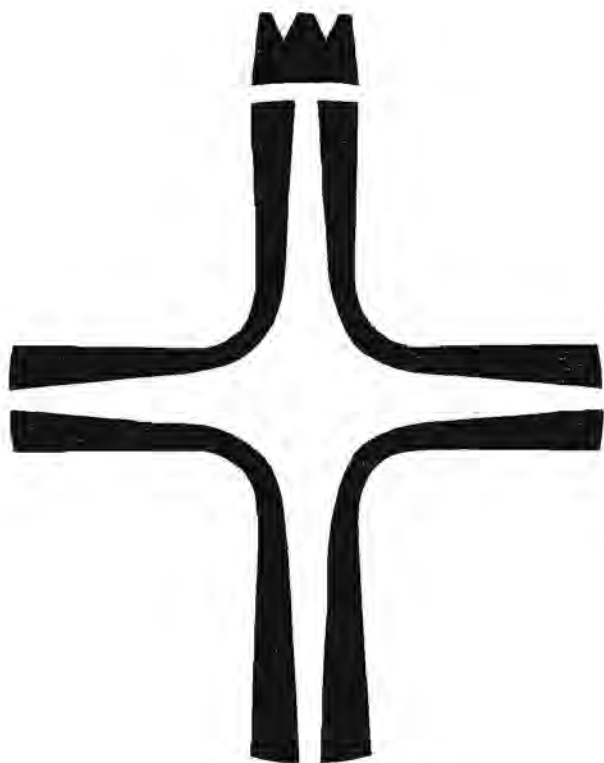
Vor der Bischofskonferenz

Die Diskussion unter den Theologen und vor allem den in ihrem Gewissen getroffenen „Laien“ über die Aussagen der letzten päpstlichen Enzyklika hat bisher ihren eigentlichen Höhepunkt noch nicht erreicht. Viele Hoffnungen sind auf jene deutschen Bischöfe gerichtet, die seit langem die Motive der Gewissensentscheidung als wichtiger erachten als die Wahl der Mittel. Nach dem derzeitigen Stand der Analyse der in der begonnenen Diskussion bereits aufgebrochenen Fragen müßte die Deutsche Bischofskonferenz, die Ende dieses Monats stattfindet, eine „nicht nur pastorale Antwort“ auf folgenden Fragekatalog finden:

- Wie stehen die Bischöfe angesichts der Enzyklika zu ihrem Lehrschreiben vom 22. September 1967?: Nichtdefinierte Lehräußerungen hätten einen sehr verschiedenen Verpflichtungsgrad — sie schließen einen Irrtum ein... (ID, Nr. 1526 v. 1. 8. 1968).
- Wie stellen sich die Bischöfe zum Prinzip der Gewissensfreiheit, die durch das Konzil sehr stark herausgehoben wurde?
- Gelten die Worte des Papstes in diesem Bereich mehr als die der Fachleute? (Relative Autonomie der Sachbereiche.)
- Ist die nach der Enzyklika derzeit „sittlich einwandfreie“ Methode Knaus-Ogino überhaupt von gewissenhaften Eltern anwendbar? (siehe Seite 14, Münchner Kirchenzeitung).
- Wenn die Enzyklika im Sinne des Lehrschreibens der Bischöfe zu verstehen ist, würde dann nicht das „Prinzip des Probabilismus“ gelten?

- Sind die Begriffe „Natur“ und „Naturrecht“ so zu akzeptieren, wie sie in der Enzyklika verstanden werden?
- Geht die Natur des einzelnen ehelichen Aktes über die psychisch-physische Natur des Menschen oder ist die Ehe der „Natur“ des Aktes unterzuordnen?
- Brachte der Papst auch nur einen einzigen klaren Beweis als Gegenargument zu den Ausführungen der Kommissionmehrheit?
- Handelt es sich nicht nur um die Autoritätsfrage? An sechs Stellen läßt der Papst erkennen, daß er sich an die „konstante“ Lehre der Päpste gebunden fühlt.
- Wie verhält sich die Kollegialität des Papstes und der dialogische Charakter seines Amtes zu einsamen Entscheidungen des kirchlichen Oberhauptes? Es wird auf Bischof Hengsbach hingewiesen (Stimmen der Zeit, August-Nummer).
- Wurden die Bischöfe informiert oder gar gefragt? Wird nicht hier alles umgestoßen, was auf dem Konzil über Kollegialität gesagt wurde?
- Sind die „Laien“ nicht insbesondere „Mitarbeiter an der Wahrheit“, wie es im Dekret über die Laien heißt? Dürfen die Laien nicht als mitverantwortliche Christen nach erneuter Gewissensprüfung unter Berücksichtigung der Enzyklika in echter „christlicher Freiheit“ entscheiden?
- Wenn die Liebe das eigentliche Fundament der Ehe ist, wie auch die Enzyklika aussagt, dann wird man nicht daran vorbeikommen, zu sagen, daß die Liebe zum Gatten und die Liebe zum Kind beziehungsweise zu den Kindern ein weiteres Kind nicht mehr zuläßt? Ist der eheliche Akt nicht timmer dann erlaubt, wenn es die Gattenliebe fordert?
- Darf man wegen großen Gefahren im sittlichen Bereich einfach alles verbieten? Müßte man dann nicht ebenso Alkohol verbieten, der die Ehen mehr gefährdet als Verhütungsmittel? (KNA 1612)

*Der Postbote ist traurig.
 Der Verlag ist verzweifelt.
 Der Redakteur rauft sich die letzten Haare.
 Warum?
 Wieder sind Hefte unzustellbar zurückgekommen.
 Nehmen Sie uns diese Last,
 teilen Sie uns Ihre neue Adresse mit.
 Auch schreiben wir mit Freude den neuen Dienstgrad,
 wir müssen ihn nur wissen.*



Herausgeber: Königsteiner Offizierkreis in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Militär-
bischofsamt.

Redaktion: Helmut Fettweis (Major).

Zuschriften: Helmut Fettweis, über Katholisches Militärbischofsamt, Bonn, Adenauer-Allee 117a.

Druck und graphische Gestaltung: Buch- und Verlagsdruckerei Ludwig Leopold, Bonn,
Friedrichstraße 1.

Bilder: Archiv.